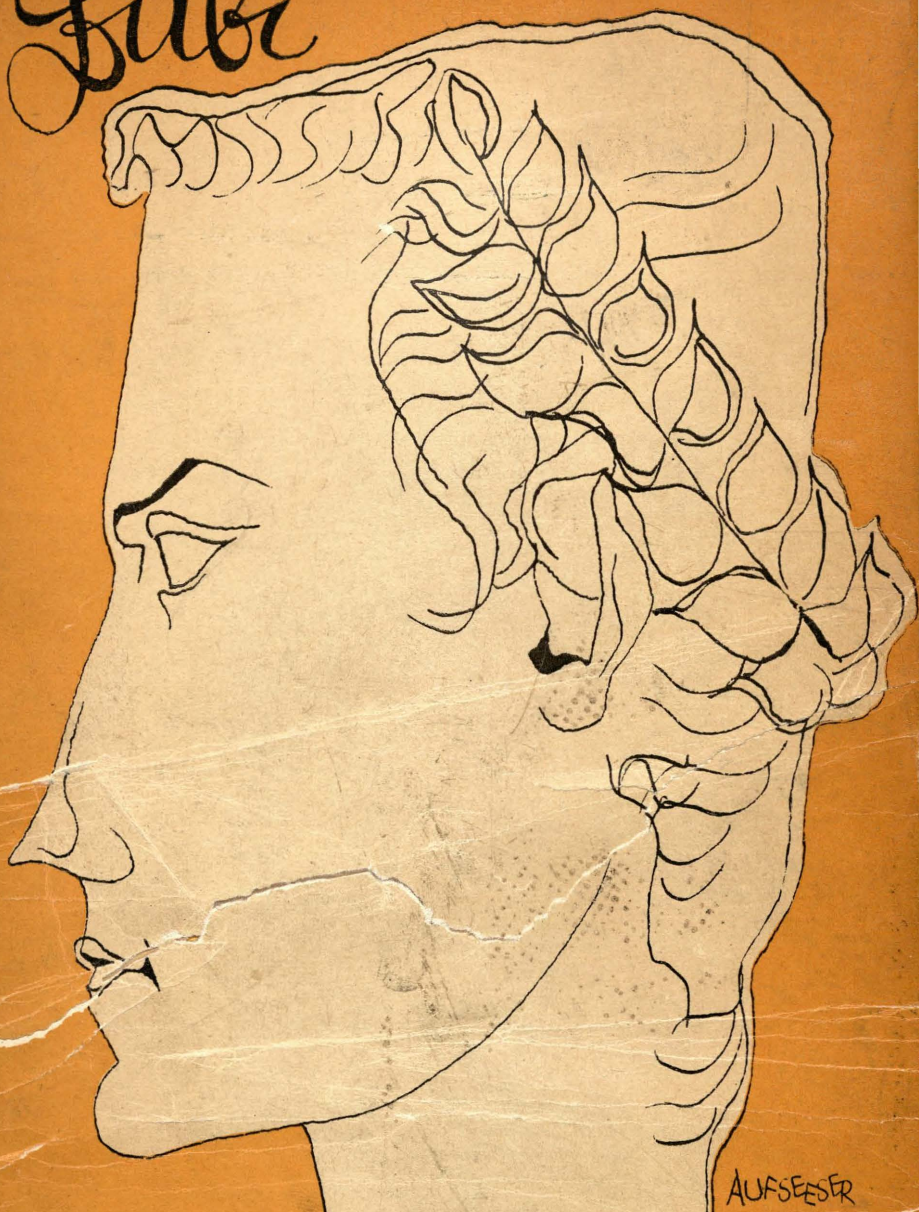
Lübi



AUFSEESER

DAS LEBEN DES CALIGULA

VON

HANNS SACHS

JULIUS BARD VERLAG G. M. B. H. BERLIN

Ein einzigartiger Lebenslauf, der an Spannungen und Überraschungen jede romanhafte Erfindung hinter sich läßt; die geistreiche Schilderung einer der sonderbarsten geschichtlichen Gestalten! Man erlebt diesen rätselhaften Menschen Caligula bis in seine kleinsten Eigenheiten und Schwächen. Lebensnah tritt seine Gestalt vor uns; das Übermaß seiner Ausschweifungen und Missetaten, seine erotische Bindung an die Schwester, selbst das, was bisher als Cäsarenwahn galt, erscheint als Ergebnis einer folgerichtigen seelischen Entwicklung.

Caligula, den ein politisches Pamphlet vor Jahren in unseren Gesichtskreis rückte, wird in diesem Werk auf dem Hintergrund seiner eigenen Zeit gezeichnet. Nicht um eine Rettung handelt es sich, nicht um eine Abschwächung oder Beschönigung der Greuel, sondern um eine psychologische Durchleuchtung, die den Aufbau der Persönlichkeit des „Bubi" (so nannten ihn seine Untertanen bei der Thronbesteigung) klarstellt. Ein seelisches Porträt von höchstem Reiz, gesehen im Geist der Psychoanalyse von einem Forscher aus dem engsten Kreise um Freud. Das Werk, das auf genauer Kenntnis der Quellen ruht, gibt in seiner künstlerischen Sprache und Darstellung ein erschütterndes Seelenbild, ein packendes Zeitgemälde.

Mit einer Titelzeichnung
von Hans Aufseeser und vier Tafeln nach
zeitgenössischen Vorlagen

JULIUS BARD VERLAG
BERLIN

BUBI

DIE LEBENSGESCHICHTE DES CALIGULA

VON

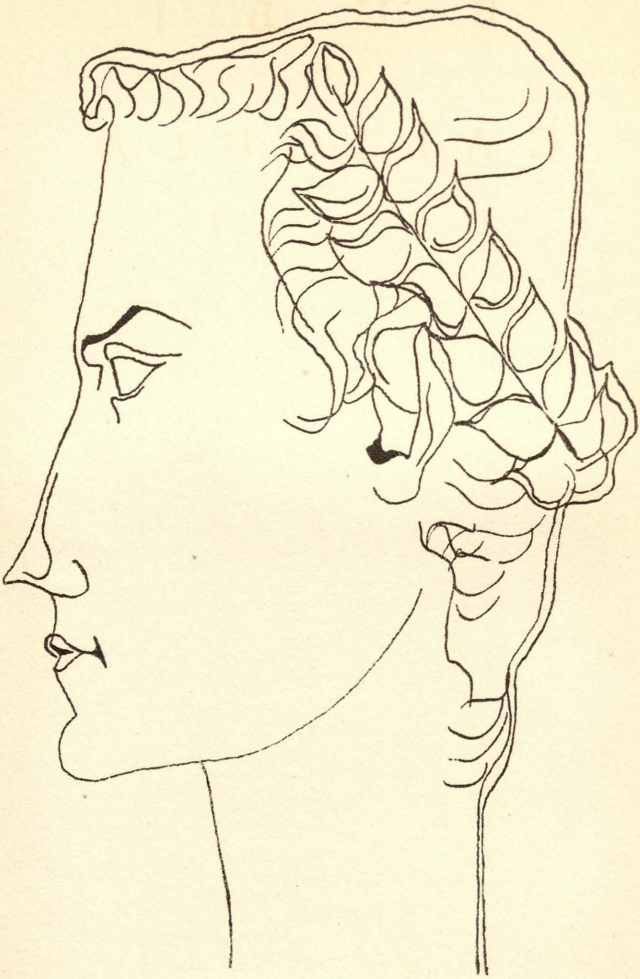
HANNS SACHS

BUBI

DIE LEBENSGESCHICHTE DES CALIGULA

VON

HANNS SACHS



BUBI

DIE LEBENSGESCHICHTE DES

CALIGULA

VON

HANNS SACHS

BERLIN

JULIUS BARD VERLAG G. M. B. H.

Alle Rechte, auch für Rußland, vorbehalten.
Copyright 1930 by Julius Bard Verlag für
Literatur und Kunst G. m. b. H. in Berlin.
Druck von F. Mitzlaff, Rudolstadt i. Th.

ERSTES KAPITEL

DAS KAISERHAUS

Die Kaiser des julisch-claudischen Hauses sind von den Zeitgenossen und von den Späteren fast stets in Verzerrung gesehen worden, etwa wie die Figuren eines Deckengemäldes im Gewölbe einer Kuppel: ein Rücken und ein ausgestreckter Arm scheinen im Begriffe, in wilder Bewegung himmelan zu fahren, und erst allmählich stellt sich heraus, daß auch die übrigen Körperteile vorhanden sind. So wurden die Zügellosigkeiten und Missetaten, die Greuel und der Wahnsinn dieser ersten Kaiser immer wieder geschildert und beurteilt, aber ihr natürliches Wesen und der ursprüngliche Wuchs ihres Charakters nur wenig beachtet. Und doch liegen hier die seelischen Voraussetzungen, aus denen sich jene Verirrungen entwickelten.

Diese Männer mußten als die ersten lernen, was es bedeutet, über und damit auch außerhalb ihrer gesamten Mitwelt zu stehen. Aber bis zu dem Augenblick, der ihnen diese Erfahrung brachte,

waren sie vollblütige Römer mit allen Merkzeichen ihres Volkes, das die unnahbare Hoheit seiner Weltherrschaft mit dem gemeinsten Wucher auf die natürlichste Weise verband. Sie waren echt römisch in der schrankenlosen Hingabe an ihre Begierden und Leidenschaften und ebenso römisch in der trockenen und kaltblütigen Berechnung für das zur Erreichung ihrer Ziele führende Handeln. Dieser Gegensatz, bei Cäsar durch seine Genialität aufs äußerste gesteigert, wäre in dem klugen und durchaus ungenialen Augustus fast zum Ausgleich gekommen. Aber auch der erste Kaiser stand bis zu seinem Ende unter der Wirkung jener einzigen seiner Jugend-Taten, bei der er, der stets zweckbewußte Jüngling, bedenkenlos und ohne Abwägen der Folgen dem Ausbruch einer Leidenschaft nachgegeben hatte. An dieser Tat scheiterte trotz allem Gelingen sein Lebensplan, weil der von ihm begründeten Erbherrschaft der Erbe fehlte.

Wer täglich ein Dutzend Menschen oder mehr in den Tod schickt, verliert vermutlich die Fähigkeit, warten zu können. Die Zeit, die er den anderen gewalttätig wegnimmt, beginnt sich ihm zu versagen, und er gerät in eine jagende Hast, die alles Wünschbare heute haben will, weil die Unsicherheit des Morgen allzu deutlich geworden

ist. Nur so läßt sich die übereilte Eheschließung des Augustus (er hieß damals noch Octavianus) erklären: er verliebte sich in Livia, die Frau des Tiberius Claudius Nero, und zwang ihren Mann, sich von ihr zu trennen und sie ihm zuzuführen — obgleich sie schwanger war. Freilich sah er damals dem Herrscher mit der halb segnenden, halb ruhig befehlenden Geste des erhobenen Armes, wie ihn die Statuen seiner Kaiserzeit abbilden, noch nicht im mindesten ähnlich — am allerwenigsten im Urteil seiner Mitbürger. Er leitete die blutigste Proskription, die sogar die in Bürgerkriegen abgehärtete Stadt entsetzte, und hatte, wenn ein politischer Gegner um Gnade bat, nur eine stereotype Antwort: „Es muß gestorben sein." Rom erwartete von ihm das Ärgste und fand es doch durch seine Eheschließung übertroffen. Man darf nicht vergessen, daß trotz des freien oder frivolen Tones einer Oberschicht Staat, Gesellschaft und Religion noch fest auf dem Boden der vaterrechtlichen Familie standen — ja, daß eine andere Grundlage noch gar nicht vorstellbar erschien. Einem Mann die Frau wegnehmen, das ging noch an, aber die aus einer anderen Ehe Schwangere den eigenen Ahnenbildern und Hausgöttern zuzuführen — das war der Gipfel des Frevels! Daß Tiberius Claudius vielleicht nur

rechtlich der Vater des ungeborenen Kindes war, machte die Sache nicht besser — und nicht reinlicher.

Livias Vater hatte sich getötet, um nicht in die Hände des Octavianus zu fallen. Sie selbst und ihr Gatte samt einem früher geborenen Sohne waren jahrelang auf der Flucht vor dem Sieger gewesen; erst vor kurzem hatte Marcus Antonius, der Kollege des Octavian im Triumvirat, die Aussöhnung vermittelt und es dem Ehepaar ermöglicht, in das reizende Haus in vornehmster Gegend, auf dem Palatin (es steht heute noch) zurückzukehren. Eine alte Feindschaft, der Mißbrauch einer Aussöhnung zur Erpressung — das waren die Voraussetzungen der Ehe, aus der der erste legitime Herrscher des römischen Weltreiches hervorgehen sollte.

Soll man es unbegreiflich oder selbstverständlich nennen, aber die Ehe war und blieb glücklich, schattenlos glücklich bis zum Ende, und diese beiden klugen Menschen scheinen nicht ein einzigesmal gegeneinander intrigiert zu haben. Nur Kinder — von einem totgeborenen abgesehen — blieben ihnen versagt. Die Frage der Erbfolge wurde immer dringender und der alternde Augustus wollte sie nach seiner Art beantworten, indem er die Schwierigkeiten voneinander ablöste

und sie einzeln, Schritt für Schritt, zu überwinden suchte. Dabei geriet er wieder auf die Erzwingung einer Eheschließung, diesmal in kühler Berechnung und deshalb mit noch schlimmeren Folgen.

Der ältere seiner Stiefsöhne — eben jener, der die Eltern auf der Flucht begleitet hatte und als vierjähriger Knabe nach der zweiten Heirat der Mutter im Hause des Vaters zurückgeblieben war, um wenige Jahre später, als der Vater starb, der Mutter in das Haus des Augustus zu folgen —, dieser Stiefsohn, wie sein Vater Tiberius Claudius Nero genannt, mußte sich von seiner Gattin trennen, um die Tochter des Augustus zu heiraten.

Julia stammte aus einer früheren Ehe; ihre Mutter hieß Scribonia und war von Augustus als römischem Gemütsmenschen an demselben Tag, an dem sie die Tochter geboren hatte, mit der Scheidung überrascht worden.

Die Tochter blieb das einzige Kind des Augustus, der sie als Vierzehnjährige seinem Neffen Marcellus vermählte und dann, als dieser noch als Jüngling starb, seinem Freunde, Helfer und zeitweiligen Mitregenten Marcus Vipsanius Agrippa zur Frau gab. Mit diesem klugen und energischen Mann, einem Altersgenossen ihres Vaters, der seine Stellung zunächst dem Throne nicht der

Zugehörigkeit zu einer der herrschenden Familien, sondern seinen staatsmännischen und militärischen Leistungen verdankte, scheint sie in Eintracht gelebt zu haben; jedenfalls hatte sie von ihm fünf Kinder, zwei Söhne, zwei Töchter und einen nachgeborenen Sohn. Tiberius hatte eine Tochter Agrippas (natürlich aus einer früheren Ehe mit einer „reichen Bürgerlichen") geheiratet, die ihm einen Sohn geboren hatte. Von dem Glück einer Ehe erfahren Außenstehende bekanntlich nichts, so lange es dauert. Aber nach der Scheidung, als man Vipsania (so hieß die Tochter der Vipsanius Agrippa) bereits mit einem anderen Manne vermählt hatte, begegnete Tiberius ihr einmal und er, der kalte, auf seine römische Selbstbeherrschung stets bedachte Mann, zeigte so tiefe Bewegung, daß man von da an Sorge trug, die Wiederholung eines solchen Zufalls zu verhindern. Auch ließ Tiberius viele Jahre später den zweiten Ehemann seiner Frau im Kerker verhungern: wohl, um zu zeigen, daß es nicht geraten sei, mit ihm aus einer Schüssel zu essen.

Das waren einige der späteren Folgen. Zunächst aber empfand Tiberius nur die Bitterkeit des Zwanges, der seine Gefühle ebenso wie seine Überzeugung — als richtiger Konservativer verabscheute er die Ehescheidung — verletzte. Wel-

che Demütigung, die Witwe seines Schwiegervaters heiraten zu müssen, nur weil sie die Tochter des Mannes war, der ihm als Knaben die Mutter weggenommen hatte! Der Harte und unbeugsam Stolze fügte sich dennoch — wahrscheinlich weil er die Staatsklugheit dieser Ehe einsah und über alle anderen Rücksichten stellte. Sicher ist, daß er dieser Frau nicht viel Zärtlichkeit — das war ohnehin nicht seine starke Seite — entgegenbringen konnte, auch wenn sie besser zu ihm gepaßt hätte.

Julia, die zweifache Witwe und fünffache Mutter, besaß etwas von der Klugheit und sehr viel mehr von dem Temperament ihres Urgroßonkels Julius Cäsar, von dem es hieß, er sei aller Weiber Mann und aller Männer Weib. Da ihr Werben bei ihrem Gatten keine Gegenliebe fand und die Ehe überdies nach dem frühen Tod eines Sohnes kinderlos blieb, so tat sie, was alle Frauen in ähnlicher Situation getan haben: sie gründete einen literarischen Salon. Selbstverständlich verkehrten im Hause der Kaiserstochter die Träger der ersten Namen in Wissenschaft und Literatur; es soll aber ein bedenklich freier Ton eingerissen sein und die Hausfrau hielt sich nicht immer in den Grenzen des Erdachten und Erdichteten. Jedenfalls zog Tiberius eine freiwillige Verban-

nung, obgleich er sie erst durch einen Hungerstreik bei Augustus durchsetzen mußte, der Teilnahme an den gesellschaftlichen Veranstaltungen seiner Frau vor. Er ging nach der Insel Rhodos und blieb dort in strengster Zurückgezogenheit, um so mehr als das Verhältnis zu seinen beiden älteren Stiefsöhnen Cajus Cäsar und Lucius Cäsar, (Söhne der Julia aus ihrer Ehe mit Agrippa), die von Augustus adoptiert worden waren und als Thronerben galten, ein völlig unleidliches geworden war.

Die Nachkommenschaft des Augustus war so in drei Stämme zerfallen, nämlich die Kinder seiner Schwester Octavia, die Nachkommen seiner Tochter Julia und die Stiefsöhne, die ihm seine Gattin Livia ins Haus gebracht hatte; bei einer weder durch Gesetz noch Herkommen festgelegten Erbfolge mußten sich diese drei Stämme unweigerlich hassen und verfolgen. Die Eheschließungen, deren Absicht war, die Getrennten künstlich zu vereinigen, wie die des Tiberius und der Julia, brachten oft noch neuen Haß zum alten hinzu. Nur der Umstand, daß so viele der Anwärter jung starben, verhinderte einstweilen Mord und Totschlag, die dann in der nächsten Generation ausbrachen und das Haus verödeten.

Der jüngere Sohn der Livia, Drusus, galt zwar offiziell als Sohn des Tiberius Claudius, doch vermutete man allgemein, daß Augustus schon einige Monate vor der Ehetrennung die Rechte und Pflichten des Ehemannes übernommen hatte; auch bevorzugte dieser ihn sichtlich vor dem älteren Bruder. Er heiratete eine Nichte des Augustus, die Tochter von dessen Schwester Octavia, die aus einer Ehe mit dem Triumvirats-Kollegen und späteren Feind ihres Bruders, mit Marcus Antonius, trotz dessen weltberühmter Liebe zu Kleopatra zwei Töchter hatte. Überdies war er persönlich beliebt und ein erfolgreicher Feldherr, der in Germanien bis an die Elbe vorgedrungen war. Durch ihn wäre das Problem der Nachfolge am ehesten gelöst worden, wäre er nicht viele Jahre vor Augustus an den Folgen eines Sturzes vom Pferde gestorben. Zwar hinterließ er mehrere Kinder, von denen der älteste nicht nur den Ehren-Namen des Vaters: „Germanicus" geerbt hatte, sondern auch dessen Feldherrngabe und die persönliche Beliebtheit. Aber der heldische Jüngling war beim Tode des Augustus noch zu jung und unerprobt, um als Erbe eingesetzt zu werden, und er gehörte nicht zu jenen, die aus eigener Kraft nach einer Krone zu greifen vermögen.

Die Kinder der Julia, der Tochter des Augustus, aus deren Ehe mit Agrippa, kamen trotz der geradlinigen Abstammung von Augustus nicht in Betracht, weil die männlichen, die beiden Stiefsöhne und Feinde des Tiberius, Cajus und Lucius, kurz nacheinander noch im Jünglingsalter starben. Der jüngste Sohn, Agrippa Postumus, war entartet, „abnorm“ und wegen seiner Wildheit von Augustus auf eine unbewohnte Insel verbannt worden.

So blieb schließlich nur ein einziger übrig — Tiberius.

ZWEITES KAPITEL

TIBERIUS

Die Claudier galten als eine der vornehmsten Familien Roms und hielten sich nicht ganz ohne Grund für die vornehmste, jedenfalls für besser als die Julier; die waren zwar durch das Genie Cäsars und die Klugheit des Augustus das Herrscherhaus geworden, gehörten aber im Grunde doch nur dem Provinz-Adel an, was durch ihre Berufung auf die Abstammung von der Göttin Venus nur unvollkommen gedeckt wurde. Die Claudier hatten für göttliche Urgroßmütter nicht viel übrig, aber seit es eine Geschichte Roms gab, wurden ihre Namen unter den an der Spitze des Staates Stehenden immer wieder genannt.

Wenn eine Familie jahrhundertelang Anteil an der Regierung genommen hat, so stehen auf den stolzen Ruhmesblättern ihrer Geschichte regelmäßig eine große Anzahl von Niederlagen, Bürgerkriegen, Mißbräuchen und anderen Arten allgemeinen Unglücks, bei denen sie in hervorragender Weise mitgewirkt hat. Die Claudier

besaßen davon noch erheblich mehr als das gewöhnliche Maß — war doch ihr sagenhafter Ahnherr jener Decemvir Appius Claudius, dem die Geschichte mit der von ihrem Vater erstochenen Virginia passiert sein sollte —, aber die Art, wie sie sich zu diesen Dingen stellten, war bezeichnend für die Nuance ihres aristokratischen Stolzes, weil dabei das sonst nur leise spürbare herausfordernd-Verächtliche deutlich wurde. Am besten illustriert wird die besondere Abart claudischen Hochmuts durch die Geschichte von jener Claudia, deren Bruder eine Seeschlacht gegen Carthago verloren hatte. In jenen Zeiten war eine Niederlage eine höchst ernste Sache für den Führer und Rom hatte für seine geschlagenen Feldherrn keine Pensionen bereit. Das hinderte die junge Dame nicht — oder vielmehr es veranlaßte sie wohl dazu, als ihre Sänfte durch das Gedränge des Marktes aufgehalten wurde, mit lauter Stimme zu erklären, sie bedauere, daß ihr Bruder nicht Gelegenheit habe, noch eine zweite Flotte zu verlieren, da es anscheinend noch immer zuviel Menschen in Rom gäbe. Wofür ihr die Ehre zuteil wurde, als erste Frau wegen Majestätsverbrechens verurteilt zu werden.

Tiberius war von herber, schweigsamer und zurückhaltender Natur, die zu diesem Familien-

stolz vorzüglich paßte; dazu kam ein gutes Stück Pedanterie, wie es bei alten Familien, wenn sie wirklich alt werden, häufig auftritt. Sie veranlaßte ihn, jedes Geschäft, auch seine Kriege, langsam und gründlich zu erledigen. Gelegentlich artete diese Pedanterie in eine Leidenschaft für die Übernahme unangenehmer Pflichten aus, wie die Kontrolle der Sklavenzwinger oder die Überwachung der Getreidelieferung; mit der Beihilfe dieser Leidenschaft vermochte er es manchmal, eine sonst ganz ungewohnte Weichheit und Rücksicht zu zeigen, so, als er dem Sarg des Bruders vorausschreitend, den ganzen Weg von Germanien bis Rom zu Fuß ging, oder wenn er im Felde den kranken Offizieren seine Sänfte überließ. Sonst war er hart und streng, unermüdlich fleißig, ein vorzüglicher und verläßlicher Mitarbeiter bei allen Regierungsgeschäften, nicht gewillt, irgend etwas dem Glück oder einem plötzlichen guten Einfall zu überlassen, sondern alles voraus berechnend und bedächtig durchführend. Die Ablehnung jedes überflüssigen Risikos, die Unlust, sich der günstigen Chance zu vertrauen, wurde bei zunehmendem Alter immer stärker: das Streben danach, möglichst lange zu warten und dann vollkommen sicher zu gehen, erklärt viele seiner Handlungen, die

wie unverständliche Heuchelei aussehen. Noch ein anderer Zug trat immer mehr hervor: die Lust am Verbergen und Verstecken, die Abneigung, sich von anderen durchschauen oder ausspionieren oder auch nur zu einer unzweideutigen Erklärung seines Willens zwingen zu lassen, ob es sich nun um wichtige Staatsdinge oder unbedeutende Angelegenheiten seines Privatlebens handelte. Einen Gelehrten, der die Diener bestach, um zu erfahren, welche Bücher der Kaiser las, und sich so auf die Tischunterhaltung vorbereiten zu können, schickte er erst vom Hof weg und dann, damit noch nicht zufrieden, in den Tod. Er gehörte zu jenen Menschen, die selbst die Anteilnahme an ihrem Schmerz als unzukömmliche Einmischung empfinden. Als eine Gesandtschaft der Stadt Troja ihm das Beileid zum Tod seines Sohnes überbrachte, sprach er ihnen spöttisch sein Bedauern aus, daß sie ihrerseits ihren wackeren Mitbürger Hektor verloren hätten. Wie es zu solchen Charakterzügen paßt, war er sparsam, gelegentlich knickerig und verstand es ausgezeichnet, mit Geld umzugehen. Als Kaiser ordnete er die Steuerpolitik des Reiches und sammelte ein riesiges Vermögen.

Nach dem Tode des Agrippa und des Drusus war er der einzige, auf den sich Augustus stützen

konnte und er stand ihm bei den unendlichen Geschäften der Weltherrschaft mit einer durch keine Einfälle getrübten Verläßlichkeit und eisernem Pflichtgefühl bei. Daß er den Emporkömmling haßte, der den Vater gedemütigt und ihn bis in die späten Mannesjahre in aller Freundlichkeit bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt hatte — das schadete der Zusammenarbeit nicht im mindesten; seine römische Sachlichkeit verstand es, solche Dinge auseinanderzuhalten. Dies Gefühl zu zeigen, daran hinderte ihn auch nach dem Tode des Augustus seine Verschlossenheit und die Rücksicht auf den Begründer der Dynastie. Die einzige Andeutung, die er sich erlaubte, war, daß er alle jene Ehren und Auszeichnungen, die dem Augustus zuteil geworden waren: Anbetung, Altäre, Opferdienst und Priesterkollegien, sowie den Titel „Vater des Vaterlandes" standhaft zurückwies. Als aber Livia aus Anlaß eines Streites mit ihrem Sohne die Briefe des Augustus veröffentlichte, in denen dieser verächtlich von dem finsteren und schwerfälligen Tiberius sprach, schwieg dieser und ließ die Lästerer des Augustus — und zu ihnen gehörte schon, wer eine Münze mit seinem Abbild auf den Abtritt mitgenommen hatte — nach wie vor verurteilen und bestrafen.

Die einzige Gelegenheit, Augustus seine Feind-

seligkeit fühlen zu lassen, indem er ihm die geschenkte Macht hinwarf, und ihm die eigene Unentbehrlichkeit zu beweisen, gab ihm Julia und der Lebenswandel, den sie ganz ausgesprochenermaßen führte. Da Augustus nicht daran dachte, seine einzige und zärtlich geliebte Tochter den traditionellen Ehr- und Pflichtbegriffen seines Schwiegersohnes zu opfern, fühlte sich Tiberius frei, nach eigenem Ermessen zu handeln. Der erste Triumph bestand darin, daß Augustus gezwungen wurde, ihn ziehen zu lassen — was er durch mehrtägige Enthaltung vom Essen erreichte. Das alles geschah ohne Temperamentsausbrüche, mit der für ihn charakteristischen farblosen Zähigkeit, so wie er auch Rom möglichst unauffällig, fast geheim verließ. Er ging nach Rhodos, lebte dort als Privatmann, studierte griechische Philosophie und tat das, worauf er sich so ausgezeichnet verstand — er wartete.

Einige Jahre darauf geschah das für alle — Tiberius vielleicht ausgenommen — Unerwartete. Augustus wandte sich plötzlich in unversöhnlichem Zorn gegen die bis dahin so geliebte Tochter und verbannte sie für Lebenszeit unter den schwersten Bedingungen in die Einsamkeit. Der sanftmütige, stets zum Verzeihen geneigte Kaiser schien sich plötzlich in den blutigen Triumvir zurückver-

wandelt zu haben, so häuften sich die Todesurteile, die „freiwilligen" Sterbefälle und Verbannungen. Als eine vertraute Dienerin Julias sich erhängte, soll es Augustus bedauert haben, daß er nicht lieber der Vater der Toten als der Lebenden sei. Die Tochter nannte er, wenn er von ihr sprach, seine „Eiterbeule". Was diesen maßlosen Zorn heraufbeschworen hat, darüber schweigt die Geschichte. Bloße erotische Entgleisungen werden dazu wohl nicht ausgereicht haben, selbst wenn sie ihm — was kaum anzunehmen ist — bis dahin völlig unbekannt geblieben sein sollten. Eher ließe sich vermuten, daß Julia sich auf das politische Gebiet gewagt und, der literarischen Unterhaltungen müde, eine Intrige angezettelt hatte, die sich zur Verschwörung auszuwachsen drohte. Die große Menge gab natürlich die Schuld Livia, der es gelungen sei, die Stieftochter beim Vater anzuschwärzen.

Tiberius, der nunmehr ohne sein Zutun von Julia geschieden wurde, blieb noch weiter in Rhodos, und auch nachdem er zurückgekehrt war, enthielt er sich der Staatsgeschäfte bis nach dem Tod der beiden Söhne Julias. Von da ab war die Bahn frei, die ihn zum Throne führte.

Beliebt war Tiberius weder während seiner langen Wartezeit, noch als Regent. Man könnte

sich darüber wundern, da er — höchstens mit Ausnahme der letzten Regierungsjahre — ein sehr tüchtiger Herrscher war und für das Wohl seiner Untertanen nicht weniger sorgte als der vergötterte Augustus. Aber zur Beliebtheit gehört es unbedingt, der Phantasie der Masse auf die eine oder andere Weise Nahrung zu geben, und dazu war der trockene, verschlossene, aller Ostentation und Theatralik feindliche Tiberius möglichst ungeeignet. Nicht einmal die Verfolgung und Tötung einiger Hochstehender und die Schandtaten an der eigenen Familie, sonst die sichersten Mittel, um sich interessant und damit auch populär zu machen, konnten daran etwas ändern, so nüchtern, vorsichtig und geschäftsmäßig wurden sie begangen.

Zunächst heftete sich die Liebe des römischen Volkes an Germanicus, den Sohn des Drusus; auch die Legionen am Rhein und an der Donau wollten ihn zum Kaiser ausrufen und ließen sich durch seine entschiedene Weigerung nur mit Mühe davon abbringen. Fünf Jahre darauf starb Germanicus im Orient, wo er eine wichtige Mission ausgeführt hatte, unter so merkwürdigen Begleitumständen, daß man seinen einzigen persönlichen Feind, den Statthalter Piso, verdächtigte, ihn durch Gift oder Zauberei umgebracht zu haben.

Dem Kaiser wurde vorgeworfen, den Täter ermutigt oder gar angestachelt zu haben, wofür aber kein weiterer Anhaltspunkt anzuführen war, als die intime Freundschaft zwischen der Kaiserin-Mutter Livia und der Gattin jenes Piso. Selbstverständlich wandte sich jetzt die Liebe des Volkes, verstärkt durch die allgemeine Teilnahme an ihrem Verlust, der Witwe des Germanicus, Agrippina (Tochter des Agrippa und der Julia) und ihren Kindern zu.

Agrippina war eine vorzügliche, ja eine musterhafte Frau; ganz Rom wußte es und ihr selbst war es auch schon zu Ohren gekommen. Sie hatte eine große Anzahl Kinder in die Welt gesetzt, und da in dieser Zeit Kindersegen so selten geworden war, daß er gesetzlich belohnt wurde, so erhielt diese natürlichste aller Beschäftigungen bei ihr den Aplomb einer patriotischen Tat. Ihren persönlichen Mut und ihr Pflichtgefühl bewies sie, indem sie ihren Gatten auf seinen Feldzügen, selbst bis ins rauhe Germanien, begleitete und in einer schwierigen Situation, als in Abwesenheit des Feldherrn unter den Soldaten eine Panik ausbrach, gab sie davon die glänzendste Probe. Kurzum, sie strebte danach, den römischen Matronen der Helden-Vorzeit, einer Lucretia oder Cornelia zu gleichen, und sorgte dafür, daß diese Ähnlich-

keit nicht übersehen werden konnte. Im vollsten Gegensatz zu Tiberius hatte sie den Sinn für theatralische Wirkung und gehörte zu jenen Menschen, die darauf bedacht sind, auch für ihre echtesten Gefühle eine möglichst eindrucksvolle Form zu finden. Eine tiefe gegenseitige Abneigung zwischen ihr und ihrem Stiefvater (der der Onkel und Adoptiv-Vater ihres Gatten war) konnte nicht ausbleiben; der Gegensatz der Interessen und die Verbitterung durch den frühen Tod ihres Gatten vertieften die Kluft immer mehr.

Die Leiche des Germanicus war in Antiochia verbrannt worden und Agrippina brachte die Urne mit der Asche nach Rom. Der Empfang bei der Landung, der feierliche Leichenzug nach Rom und die Beisetzung im Grabmal des Augustus konnten nicht verfehlen, das ohnehin um seinen Helden leidenschaftlich trauernde Volk aufzuwühlen und sein Mitleid mit der untröstlichen Witwe durch das Gefühl der Gemeinsamkeit des erlittenen Verlustes zu steigern. Keine dieser Szenen und Zeremonien überschritt das Maß des Herkömmlichen und Angebrachten; wenn sie eindrucksvoller wirkten als sonst, so lag die Schuld an der besonderen Tragik dieses Todesfalles. Agrippinas Schmerz konnte ihr niemand zum Vorwurf machen — aber er mißfiel dem Tiberius, der

selbst seine Trauer um den verstorbenen Bruder durch die finstere Ausdauer, mit der er vor dem Sarg hergeschritten war, zum Ausdruck gebracht hatte.

Selbstverständlich weigerte sich die Witwe hartnäckig, eine neue Ehe einzugehen, und selbstverständlich nahm ihr Tiberius dies übel. Die Reibereien wollten nicht aufhören und das Zitat aus einem Theaterstück, das der Kaiser einmal bei einer solchen gereizten Szene der Tochter seiner ehemaligen Gattin zuflüsterte: „Du glaubst Unrecht zu leiden, Töchterchen, weil du nicht herrschen darfst", drückt seine Gesinnung ziemlich genau, wenn auch etwas gemildert aus.

Hier betritt eine neue Figur die Szene, ein Mann, der bei aller Klarheit über seine Absichten und Ziele, eine dunkle und schwer entzifferbare Gestalt bleibt, ausgestattet mit jener rätselhaften, durch nichts erklärbaren Gabe des vollkommenen Verführers, Männer und Frauen an sich zu ziehen, zu fesseln, zur vollen Selbstaufopferung zu bewegen, ohne das mindeste Stück von sich selbst herzugeben oder sich einen Schritt vom Wege abbringen zu lassen. Dieser Mann war der Befehlshaber der Prätorianer, Sejan.

Augustus hatte sein ganzes Streben darauf gerichtet, seine Herrschaft aus einer Militärdiktatur

in eine konstitutionelle Monarchie zu verwandeln. Das war ihm nicht vollkommen geglückt, wie die Soldatenmeuterei nach seinem Tode bewies. Die Legionen waren noch immer ein selbständiger Machtfaktor und unter ihnen nahm die in Rom stationierte prätorianische eine besondere Stelle ein, schon wegen der Wichtigkeit der Hauptstadt, die sie nötigenfalls im Zaume halten sollte, und weil sie den Dienst in und um den Palast des Herrschers versah. Die Befehlsführung über diese Truppe war ein wichtiger Vertrauensposten, der bei einem Thronwechsel oder drohendem Umsturz von entscheidender Bedeutung sein konnte.

Tiberius hatte nie einen Freund gehabt, er schätzte „Nahestehen" nicht und fand viel größeren Genuß darin, seine Gefühle in sich aufzuhäufen und zu verschließen, als sich durch Mitteilung zu entladen. Vertrauensseligkeit gehörte überhaupt nicht zu den römischen Charakterzügen und bei ihm hatte sich der langgeübte Scharfblick des Regierenden zu einem tiefen Mißtrauen in die Motive und Absichten der Menschen gesteigert. Wenn es Sejan trotzdem gelang, der Vertraute des Unnahbaren zu werden, so war dies — von der Faszination durch seine Persönlichkeit abgesehen — dadurch begründet, daß er geheime Wünsche erriet und sich als brauchbares

und bedenkenloses Werkzeug anbot, um einen langgehegten, aber verborgen gehaltenen Plan auszuführen. Diese „Einfühlung" in die Gedanken seines Herrn war für Sejan um so eher möglich, weil sie seine eigenen waren: Tiberius wollte Agrippina und ihre Söhne vernichten, weil er sie haßte, Sejan, weil sie zwischen ihm und dem Throne standen. Weder das Volk noch das Heer hätten einen anderen als Herrscher anerkannt, so lange noch ein Sohn des vergötterten Germanicus am Leben war.

Ein letzter Schatten von Mißtrauen mag wohl auch dann nicht aus der Seele des ewig vorsichtigen und zweifelnden Tiberius gewichen sein, aber jedenfalls ahnte er nicht, daß sein Geschöpf daran denken könnte, ihn vom Throne zu stoßen, um seine Stelle einzunehmen. So überließ er ihm in ungewohntem Maße die Ausübung seiner Macht und duldete, daß er Stufe für Stufe erstieg.

Zunächst galt es, Agrippina zu isolieren, sie ihrer Ratgeber zu berauben und durch das Gefühl ihrer Schutzlosigkeit zum Äußersten zu treiben. Dies erreichte Sejan durch eine Reihe von Hochverrats-Anklagen gegen ihre Freunde, die teils verurteilt, teils eingeschüchtert wurden. Nun, auf Sejan gestützt, wagte es Tiberius endlich, zum entscheidenden Schlage auszuholen. Agrippina

und ihr Sohn wurden angeklagt; zwar umlagerte das Volk, die Sicherheit der Gattin und der Kinder des Germanicus fordernd, die Gerichtsstelle, zwar erhob sich im Senat eine letzte schüchterne Stimme, um den Kaiser vor der Vernichtung seines Hauses zu warnen — aber alles war vergeblich. Agrippina wurde auf eine Insel verbannt, ihr Sohn Nero auf eine andere, wo er bald darauf getötet wurde. Der jüngere Sohn entging seinem Schicksal nicht lange: er wurde auf dem Palatin, im Kaiserschloß selbst, eingekerkert.

Auch das nächste Stück der Verwirklichung seines großen Planes war von Sejan inzwischen erfolgreich ausgeführt worden. Tiberius hatte stets eine Vorliebe für die Absonderung von der Menge gehabt, der Aufenthalt in Rom, wo er sich vom Haß des Volkes angeweht fühlte, wurde ihm mehr und mehr zuwider. Auch hier wußte Sejan die Wünsche seines Herrn zu erraten und ihre Ausführung fördernd, sie für seine Zwecke zu benützen. Er veranlaßte den Kaiser, sich von Rom zu entfernen und seinen Wohnsitz in den Landhäusern und Schlössern Campaniens zu nehmen. Die Aufenthalte in der Hauptstadt wurden immer kürzer und seltener und hörten schließlich ganz auf. Der Kaiser hatte inzwischen eine Stätte gefunden, die allen seinen Wünschen ent-

sprach, und dort ließ er sich nun häuslich nieder. Schon Augustus hatte die Insel Capri als Erholungsaufenthalt „entdeckt" und dort eine Villa gebaut, Tiberius wählte sie nun zum Lieblingssitz, den er durch den Bau von Villen und Tempeln, durch Terrassen- und Gartenanlagen zu einer „Insel der Seligen" umschuf. Ein schäferliches Idyll im Stile des Petit Trianon hatte er dabei allerdings nicht im Sinn und mehr als das Farbenspiel der Felsen und des dunkel leuchtenden Meeres, mehr als die Wärme der ersten Frühlingstage und die kühle Seeluft in den Sommernächten, galt ihm die vollkommene Sicherheit, die ihm die Insel gewährte; nahe genug dem Festlande gelegen, um eine Verbindung mit ihm jederzeit zu ermöglichen, schloß sie doch jede unwillkommene Überraschung aus, weil ihre Strandfelsen sich nur an einer Stelle zur Hafeneinfahrt öffneten. Zwei auf den höchsten Spitzen der beiden Felsmassive, aus denen die Insel zusammengewachsen war, aufgestellte Wachposten genügten, um das Meer rundherum zu überblicken und jedes herankommende Boot zu melden.

Von dieser Abgeschiedenheit gingen die spärlichen Befehle aus, die das Reich lenkten. Sie bestanden zum großen Teil in Briefen an den Senat, die meist in gewundenem Stil, zweideutig und dop-

pelsinnig gehalten waren; sie mißverstehen und die geheimen Absichten des Herrschers durchkreuzen, hieß den Hals in eine Schlinge stecken, die langsam, aber mit unentrinnbarer Sicherheit zugezogen wurde. Der einzige, der diesen Willen kannte und zu deuten wußte, war Sejan. Schon begann der furchtsamere — also größere — Teil des Senats vor ihm zu kriechen wie vor dem Kaiser selbst, schon wurden ihm — mit Zustimmung des Tiberius — Standbilder errichtet. Der einzige Sohn des Tiberius, Drusus, war inzwischen gestorben, die Söhne des Germanicus waren bis auf den jüngsten aus dem Wege geräumt, auf dem Throne saß ein einsamer, verschlossener, mit allen verfeindeter Greis, der ihm ganz verfallen war — wer hätte es noch wagen können, ihm in den Weg zu treten? Wer stand dem Kaiser jetzt, nach Ausrottung seiner Familie noch nahe genug, um ihn unter Einsatz des eigenen Lebens vor seinem einzigen Vertrauten zu warnen?

Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der dies auch jetzt noch zu tun imstande war, und dieser eine war eine Frau, die bis dahin standhaft geschwiegen und sich von allen diesen Dingen ferngehalten hatte. Diese alte Dame zu bestricken, hatte Sejan nicht für nötig gehalten.

Antonia, die Nichte des Augustus, Tochter

Marc Antons und der Octavia und Witwe des Drusus, des jüngeren Bruders des Tiberius, war allgemein beliebt und verehrt. Auch sie galt als vorbildliche Römerin, die aber im angenehmen Gegensatz zu der als allzuklug verschrienen Livia und der energischen, das Scheinwerferlicht liebenden Agrippina ihre Tugend darin fand, sich ganz auf das Haus und die Familie zu beschränken und jedes Hervortreten, jedes Eingreifen in die Zügel der Herrschaft strengstens zu meiden. Trotzdem erfuhr sie von dem Komplott des Sejan und — sei es nun, um die Schwiegertochter und die Enkel, deren jüngster bei ihr aufgewachsen war, zu retten, sei es aus allgemeinem Familienzusammenhaltsgefühl, sei es aus Mitleid mit dem Hintergangenen — sie entschloß sich, Tiberius zu warnen. Sie schrieb einen Brief und sandte ihn durch einen verläßlichen Diener nach Capri.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Tiberius von der Wahrheit dessen, was der Brief berichtete, sogleich überzeugt war; übrigens wäre ihm in solcher Sache ein begründeter Verdacht ebenso hinreichend gewesen wie die Gewißheit. Ein anderer an seiner Stelle wäre in schäumender Wut nach Rom geeilt und hätte Sejan verhaftet, angeklagt, verhört und sogleich unschädlich gemacht. Für Tiberius gab es keine Explosionen der

Leidenschaft, die ihn zu einem unbesonnenen Schritt hätten hinreißen können. Er wußte, daß er für den Augenblick noch nichts zu fürchten hatte, und getreu seiner Natur, der es widerstrebte, irgend etwas schnell zu wagen, was man durch Abwarten und Vorsicht ohne Risiko erreichen konnte, zog er langsam Faden für Faden zu seinem Netz — langsam, aber meisterhaft.

Zunächst übernahm er das Konsulat — eine reine Formsache, die vor allem dazu diente, den Mann, den sich der Kaiser zum Kollegen wählte, besonders auszuzeichnen. Selbstverständlich war Sejan der erwählte Kollege. Einige Monate später legte der Kaiser sein Konsulat nieder, wodurch auch Sejan zur Amtsniederlegung gezwungen war. An seine Stelle trat ein ihm Ergebener, aber — wieder ein paar Monate später — an dessen Stelle Memmius Regulus, ein Mann, auf den sich Tiberius verlassen konnte. Inzwischen hatte er auf Capri einen Offizier der Prätorianer namens Macro ins Vertrauen gezogen und sich seiner versichert, indem er ihm die Nachfolgerschaft Sejans als Befehlshaber der Prätorianer in Aussicht stellte. Nun sandte er ihn nach Rom mit einem Brief an den Senat und geheimen Aufträgen an Memmius und an den Kommandanten der militärisch organisierten Polizeitruppe der

Hauptstadt. Die Aufträge wurden ausgerichtet, am nächsten Morgen berief Memmius die Senatoren in den zum Sitzungssaal gewählten Tempel des Apollo, um die Botschaft des Kaisers zu hören. Sejan war unter ihnen, er hoffte, daß der Brief, den einer seiner Prätorianer-Offiziere nach Rom gebracht hatte, die Übertragung der tribunizischen Gewalt für ihn fordern werde — was praktisch mit der Ernennung zum Mitregenten gleichbedeutend war. Macro, den er vor dem Eingang traf, bestärkte ihn natürlich darin, und er betrat die Halle. Währenddessen hatten sich Abteilungen der Polizeitruppe unauffällig in die Nähe des Apollo-Tempels vorgeschoben. Es galt aber noch eine Schwierigkeit zu überwinden: Sejan war trotz aller schönen Hoffnungen noch vorsichtig genug gewesen, um sich von einer Abteilung Prätorianer begleiten zu lassen, die jetzt vor den Tempelstufen Aufstellung nahmen. Man mußte damit rechnen, daß sie ihren Kommandanten, sei es aus Treue, sei es aus Stolz, in Schutz nehmen würden. Ein Kampf hätte — abgesehen von seinem ungewissen Ausgang — die ganze Prätorianertruppe an die Seite der Kameraden gerufen und damit die Militärrevolte entfesselt. Zu den Eigenschaften des Tiberius gehörte es, daß keiner ihn leiden konnte und jeder ihm gerne

gehorchte. Das bewährte sich auch hier: Macro hielt eine Ansprache an die Prätorianer-Abteilung, stellte sich als der vom Kaiser ernannte neue Kommandant vor und kündigte eine zu Ehren dieses Anlasses gewährte Löhnungszulage an. Die Prätorianer gehorchten seinem Befehl und zogen ab. Ihre Stelle nahm die Polizeitruppe ein.

Drinnen im Saal brachte der Konsul den Brief des Kaisers zur Verlesung. Der begann mit einem Lob Sejans und erging sich dann in Sätzen, die noch zweideutiger und widerspruchsvoller waren als sonst, aus denen aber immer deutlicher eine gegen den Günstling gerichtete Absicht zu entnehmen war. Auch diese Einkleidung war wohl berechnet, sie sollte den Senatoren, die nicht eigentlich zu Sejans Partei gehörten, sondern ihm nur aus Liebedienerei gegen den Kaiser gehuldigt hatten, Zeit geben, die neue Lage zu erfassen und ihre Stellung demgemäß zurecht zu rücken. Der Brief, der mit dem Lob Sejans begonnen hatte, schloß unzweideutig genug mit dem Antrag, ihn als Hochverräter zu verhaften. Das geschah mit Hilfe des Kommandanten der Polizeitruppe und des vorsitzenden Konsuls auf der Stelle unter dem jubelnden Beifallsgeschrei seiner ergebenen Freunde, der Senatoren. Sejan wurde noch am selben Abend erdrosselt, sein Leichnam

von der Seufzertreppe in den Tiber gestoßen. Mit seiner Tochter mußte man sich mehr Mühe geben: da nach römischem Gesetz eine Jungfrau nicht hingerichtet werden durfte, vergewaltigte sie der Henker, ehe er sie umbrachte.

Tiberius war mit der Sicherheit, die dieser Plan gewährte, so genau berechnet und von langer Hand vorbereitet er sein mochte, noch lange nicht zufriedengestellt. Er hatte gleichzeitig noch einen zweiten ausgearbeitet, den Marco ins Werk setzen sollte, wenn der erste mißlang. Sollte es Sejan gelingen, sich an die Spitze der Prätorianer zu stellen, so wäre der im Schloß am Palatin gefangen gehaltene Drusus, der zweite Sohn der Agrippina, befreit und als Gegen-Kaiser aufgestellt worden. Das ganze Volk und ein Teil der Prätorianer wären dem Sprößling des Germanicus zugefallen; Tiberius wollte auf Schiffen, die im Golf von Neapel schon bereitlagen, zu einer treugebliebenen Legion eilen und mit ihrer Hilfe die beiden ineinander verbissenen Gegner niederschlagen. Er hatte einen Signaldienst durch Feuerzeichen von Rom her eingerichtet und nun saß er auf der dem Festland näheren Felsenspitze — dort wo heute das Kirchlein der „Maria zur Zuflucht" über den Fundamenten und Trümmerresten einer seiner Villen steht — und blickte

übers Meer in die Richtung, wo am Tag die weiche Küstenlinie von Sorrent und die lichtblauen Berge darüber zu sehen sind. Mußte er noch heute nacht die steilen Treppenwege hinuntereilen zum Hafen und das rettende Schiff besteigen? Nein, die aufleuchtenden Feuerzeichen verkündeten günstige Nachricht, sein Leben und seine Herrschaft waren gesichert und er wollte schon dafür sorgen, daß kein zweiter sein Vertrauen mißbrauchen würde.

Tiberius hatte alles richtig vorausberechnet — nur von dem Blitzstrahl, der ihn aus seinem Sieg heraus treffen sollte, hatte er nichts geahnt. Es war wieder ein Frauenbrief, der ihn aufklärte und ihm die letzte Stütze wegriß, und er kam von Apicata, die Sejans Frau gewesen war und den Inhalt durch ihren Selbstmord besiegelte. Tiberius erfuhr, daß Sejan die Frau seines Sohnes Drusus, Livilla, verführt und gemeinsam mit ihr ihren Gatten vergiftet hatte; sich selbst hatte er inzwischen durch Scheidung frei gemacht und hoffte durch die Heirat mit Livilla seinen Einzug in das Kaiserhaus zu halten. Als dem einzigen überlebenden Mann in der Familie wäre ihm die Nachfolge dann von selbst zugefallen. Tiberius hatte allerdings, auch als er von diesen Taten und Plänen nichts ahnte, mit der ihm eigenen instink-

tiven Abneigung dagegen, auf fremde Wünsche einzugehen, die Einwilligung zu der Eheschließung Sejans mit Livilla verweigert.

Aber das war nur ein geringer Trost, gegen das Entsetzliche gehalten, das ihm dieser Brief brachte. Er selbst hatte die Heimtücke gehegt und großgezogen, die ihm den einzigen Sohn ermordete. Die Gatten-Mörderin Livilla war die Tochter seines Bruders Drusus, eine Schwester des Germanicus; dessen Geist triumphierte nun doch, da durch sie die Verfolgung und der Untergang der Seinigen gerächt worden war. Wenn es je eine volle tragische Ironie der Vergeltung gab, so war sie hier. Doch Tiberius war nicht der Mann dazu, um das Schönabgewogene in dem Verhältnis zwischen Schuld und Sühne, Tat und Folgen zu empfinden und sich dabei zu beruhigen. Diesmal schäumte er wirklich auf und hielt weder Wut noch Verzweiflung, die beide gleich grenzenlos waren, im Zügel — er hatte niemanden mehr zu fürchten, niemanden mehr zu beachten oder zu achten. Ein furchtbares Blutbad begann, eine nicht endenwollende Kette von Anklagen, Verhören, Folterungen und Hinrichtungen, die den ganzen Rest dieses Greisenlebens erfüllte. Die ersten Opfer waren Livilla und alle, die zur Freundschaft des Sejan gehört hatten, aber

Tiberius' Rache war damit nicht gestillt und keineswegs wählerisch. Einen alten Freund von Rhodos her, der auf seine Einladung hin zu Besuch gekommen war, ließ er versehentlich mitfoltern und, da der Fehler nun einmal geschehen war, auch gleich hinrichten. Auf die Bitte um den Tod antwortete er einmal: „Noch bin ich nicht mit dir versöhnt." Von Sejan und dessen Gefolgsleuten wandte er sich zurück an die alten Feinde, gegen die er einst Sejan gebraucht hatte. Auf die verbannte Agrippina häufte er Beleidigungen und Mißhandlungen, (ein Offizier der Wache soll ihr ein Auge ausgeschlagen haben) bis sie, ihre Charakterstärke bis ans Ende beweisend, den freiwilligen Tod durch Verhungern wählte; ihren Sohn Drusus, den er als Gegenspieler des Sejan hatte benützen wollen, ließ er im Kerker auf dem Palatin unter den gräßlichsten Begleitumständen verhungern. Das allgemeine Mitleid mit diesen armen Opfern, deren Unschuld jedermann kannte, gab ihm erwünschte Gelegenheit, die Schamlosigkeit seines Blutrausches zu genießen und zugleich die höhnische Genugtuung darüber, daß niemand mehr da war, vor dem es der Mühe wert gewesen wäre, sich zu schämen. So wurde auf seinen Befehl unter dem Beifallsgemurmel der Senatoren ein eingehender Bericht

über die Hungerqualen und Delirien verlesen, unter denen der Sohn des Germanicus gestorben war, und dem Kaiser die besondere Anerkennung für seine Milde votiert, weil er die Leiche der Agrippina — der in der allgemeinen Achtung zuhöchst stehenden Frau des Reiches — nicht auf die Seufzertreppe hatte werfen lassen. Im Kalender wurde ihr Geburtstag als Unglückstag bezeichnet.

Noch andere Dinge, die dieser zügellosen Lust an Blut und Marter verwandt waren, wurden jetzt im vollsten Tageslicht liebevoll gepflegt. In seinen Mannesjahren war Tiberius — vom Weine abgesehen, dem er von jeher zugetan war — in allen Fragen der Enthaltsamkeit streng gewesen, im Sinne des von ihm vertretenen altrömischen Traditionalismus. Erotische Versuchungen scheinen damals keine erhebliche Rolle gespielt zu haben: er liebte seine erste Frau, wehrte sich gegen die zweite und verurteilte das, was er ihre Liederlichkeit nannte, als unwürdig einer römischen Aristokratin, ohne von solchen Dingen mehr Aufhebens zu machen, als seiner Stellung und Lebensauffassung entsprach. Nun, im Greisenalter, schien seine Geschlechtlichkeit unter Anstachelung der Grausamkeit neue, bisher ungekannte Blüten zu treiben — aber es schien

nur so, denn in Wahrheit stand nur der Wunsch dahinter, sich in dieser öden, götter- und menschenlosen Welt nichts mehr entgehen zu lassen, nicht den kleinsten Genuß, nicht den unbedeutendsten Kitzel und erst recht nicht, wenn er mit Menschenleben bezahlt werden mußte. Ihn freute es, wenn das, was wie ein leises Zittern über seine Haut lief, das Leben von ein paar Dutzend Kindern, Mädchen und Jünglingen kostete und ihm den Abscheu von ein paar hunderttausend vor ihm zitternder Kreaturen einbrachte. Da die Phantasie dieses Pedanten der Unzucht durch keine Sinnlichkeit geleitet wurde, so geriet sie auf sonderbare Abwege und die Grotten und Haine von Capri bekamen wahrhaft groteske Dinge zu sehen.

DRITTES KAPITEL

DIE ZEIT

Die Wandlung, die Tiberius in seinen Altersjahren widerfuhr, ist nur ein erhöhtes und gesteigertes Abbild seiner ganzen Zeit; seitdem sich für Taten und Tatmenschen nur mehr wenig Raum bot, stand sie unter dem Zeichen eines neuen Leidens: Genuß ohne Phantasie.

Nach den Bürgerkriegen hatte sich in Italien und den latinisierten Provinzen eine breite Mittelschicht von Wohlhabenden gebildet, für die es keine energische, den ganzen Menschen anspannende, zielsetzende Beschäftigung gab. Mit dem Wegfall der Freiheit und Selbstregierung war den herrschenden Ständen auch die Anspannung des politischen Kampfes abgenommen worden. Die Ämter der Republik bestanden noch, aber weder die Bewerbung, um sie zu erlangen, noch die Verantwortlichkeit bei ihrer Führung konnte, wie früher, einen Lebensinhalt bilden. Alles ging glatt und still durch Gunst des Kaisers und seiner Vertrauten. An den Hof-

intrigen, die sich aufregend genug hinter den Kulissen abspielten, konnte sich nur beteiligen, wer zur engeren Umgebung des Herrschers gehörte. Mit der Politik zugleich war auch der Krieg den Händen der bürgerlichen Schicht entglitten. Das Reich war durch Augustus befriedet worden, der „Römische Frieden" spendete überall, selbst bei den bedrückten und ausgenützten Provinzialen Beruhigung und Wohlstand. Wenn es noch irgendwo draußen einen Einbruch abzuwehren oder eine bessere Grenze auszubauen galt, so besorgten das die Legionen, Berufssoldaten, die mindestens 16 Jahre unter den Fahnen blieben. In ihrer strengen Zucht und straffen Organisation dauerte ein Stück der auf den Krieg aufgebauten Lebensauffassung des alten Rom noch fort. Auf die endgültige Superiorität ihrer Kriegserfahrung, Bewaffnung und Manövrierfähigkeit konnte sich das Reich verlassen. Was ihnen an zahlenmäßiger Überlegenheit abgehen mochte, wurde durch die großartigen Straßenanlagen ersetzt, die alle Teile des Reiches untereinander verbanden und es möglich machten, die Legionen mit großer Schnelligkeit von einer Grenze an die andere zu werfen. Die Soldaten, die soeben einen afrikanischen Nomadenfürsten eingeschlossen hatten, standen wenige Wochen

später im Kampf gegen aufständische Germanenstämme.

Die ökonomische Grundlage des Ganzen war nach wie vor die Landwirtschaft, aber der römische Bauer, der nach Art eines Cincinnatus den Pflug führte, war kaum mehr zu finden. Italien war ein Getreide-Einfuhrland geworden, seine wichtigsten Erzeugnisse waren Wein und Öl. An die Stelle des Ackermannes, der sich mit Weib und Kind im Schweiße seines Angesichtes plagt, waren behäbige Grundbesitzer getreten, die den schwersten Teil der Arbeit von anderen — meist nicht freien Arbeitern, sondern Sklaven — verrichten ließen. Der Großgrundbesitz, der in beständiger Zunahme begriffen war, bediente sich der Sklavenarbeit ausschließlich und im großen und wußte durch die systematische Ausnützung gekaufter Arbeitskraft bedeutende Gewinne zu erzielen. Freilich hatte es mit dieser Sklavenwirtschaft einen Haken, der sich damals noch nicht deutlich fühlbar machte, höchstens das Gefühl einer unbestimmten Gefahr hervorrief. Die Sache stand so, daß die Erhöhung des Volkseinkommens ein gesteigertes Bedürfnis nach Gütern aller Art geweckt hatte. Diese Erscheinung, die unseren Ökonomen wohlbekannt und willkommen ist, wurde damals als Zeichen des Sittenverfalls auf-

gefaßt und bot den beliebtesten Stoff für Satiriker und Moralisten. Der Mangel an Verständnis erklärt sich zum Teil daraus, daß es unter den damaligen Produktionsverhältnissen viel schwieriger war, einer gesteigerten Aufnahmefähigkeit zu begegnen, so daß ein langdauerndes Mißverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot entstand. Unser Ausweg, durch Erzeugung von Maschinen, oft auch durch neue Erfindungen die Produktion der begehrten Waren zu steigern, stand der Antike nicht offen, die im wesentlichen nur zwei Produktionsfaktoren kannte: Grund und Boden auf der einen und gekaufte Arbeitskraft in der Form von Sklavenarbeit auf der anderen Seite. So blieb als einziges sicheres Mittel der Produktions-Steigerung die Vermehrung der Sklaven übrig — zu einer ins Gewicht fallenden Erhöhung der Sklavenzahl gab es aber wieder nur einen Weg: den Krieg. Nach dem Siege wurden die Einwohnerschaften eroberter Städte, manchmal auch ganze Volks-Stämme in die Sklaverei verkauft. Der Sklavenhändler — nicht, wie wir ihn gerne sehen möchten, ein dämonischer Bösewicht, sondern ein solider Großkaufmann, meist der Vertreter eines Kapital-Konzerns — war schon zur Stelle, um das Geschäft mit dem siegreichen Feldherrn abzuschließen. Sein Risiko

bestand darin, daß der Massentransport der Gefesselten auf dem weiten Weg von der Übernahmestelle bis zum Markt durch Hunger, Entbehrungen und Strapazen erheblich zusammenschmolz. Immerhin konnten auf diese Weise frische Arbeitskräfte in großen Mengen herangeschafft werden. Da jedoch der ganze wirtschaftliche Aufschwung und Wohlstand auf dem Frieden des Reiches beruhte und durch kostspielige und nicht ungefährliche Kriege gegen Germanen oder Parther — nur diese beiden Völker konnten die notwendige Menge an Sklaven liefern — rettungslos in die Brüche gegangen wäre, so saß man in einer Zwickmühle, aus der nicht herauszukommen war.

Die Sklaven waren rechtlich alle gleich gestellt oder eigentlich außerhalb der Rechtsordnung gestellt. Sie wurden als Sache angesehen und hatten für ihre Person nicht mehr Schutz als ein Kalb oder Schwein. Faktisch zerfielen sie aber in zwei Klassen, deren Los sehr verschieden war — so verschieden wie das eines Kesselheizers in einer Großindustrie und eines Kammerdieners bei einem Großindustriellen. Die „ungelernte Arbeit", wie man heute sagen würde, die über keine schätzbare Kunstfertigkeit oder Handwerkstüchtigkeit verfügte, wurde im Sklaven-

zwinger eingeschlossen gehalten, um das einzige, was sie hatte, ihre Körperkraft, methodisch auszubeuten. Sie wurden zur Feldarbeit für den Großgrundbesitz, zum Bau der Straßen und Kanäle und zum Betrieb der Bergwerke verwendet. Ihre Existenz muß entsetzlich gewesen sein, trostloser noch als in dem „toten Hause", das Dostojewski beschrieben hat. Schonung gab es nur, soweit sie durch rationelle Ausnützung geboten wurde. Um diese, immerhin gefährlichen Massen in Unterwürfigkeit zu halten, wurde gegen sie mit größter Strenge verfahren, jeder Versuch einer Auflehnung mit dem beliebtesten Disziplinarmittel, der Kreuzigung, bestraft. Auf diesem Pfuhl von Jammer und Unheil stand das ganze Gebäude der Zivilisation, wie ein venezianischer Palast über dem fauligen Wasser der Lagune. Aber darum kümmerte man sich nur, wenn ein Sklavenaufstand ausbrach; das böse Gewissen um solcher Dinge willen war noch nicht erfunden.

Die im Hausdienst stehenden oder zur Herstellung von Luxusartikeln qualifizierten Sklaven: Edelobstzüchter, Erzeuger von eleganten Geräten und Kleidern, Parfumeure, Maler, Bildhauer und dergl., meist orientalischer Herkunft, wurden ganz anders behandelt. Diese bessere Haltung war allerdings in keiner Weise garantiert, sie

konnten genau so wie die anderen beim geringsten Fehler mißhandelt werden und — es wird auf überzeugend anschauliche Weise geschildert — auch ohne jeden Anlaß, wenn die Dame des Hauses gerade eine sadistische Anwandlung fühlte. Aber im großen und ganzen waren damals, wie jederzeit, die Herren von der guten Laune ihrer Hausgenossen zu abhängig, um sie ständig zu malträtieren, und die feinere Arbeit ließ sich nur bei einem gewissen Grad von Wohlbefinden und freier Bewegung leisten. Es empfahl sich, den Handwerkern auch bei der Geldgebarung freie Hand zu lassen und lieber ihren Fleiß und ihre Ehrlichkeit anzustacheln, indem man ihnen die Freilassung als Belohnung in Aussicht stellte. Finanzielle Vorteile blieben dem Herrn dann noch immer, da der Freigelassene ihm einen Teil seiner Einnahme abzuführen hatte; gleichzeitig gewann er einen Klienten, das heißt einen Mann, der von ihm abhängig blieb und ihm allerhand Dienste — auch politischer Art — leisten konnte, zu denen ein Sklave nicht zu gebrauchen war. Das gegenseitige Treue- und Schutzverhältnis zwischen dem Herrn und seinem ehemaligen Sklaven war keine leere Formalität, sondern eine wichtige soziale Bindung, die auch gefühlsmäßig oft sehr ernst genommen wurde. Freigelassene — die natur-

gemäß eine Auslese der Begabtesten und Klügsten darstellten — brachten es manchmal zu großem Reichtum; sie liefern für die damalige Literatur den Typus des Parvenus, der für uns als „Kriegsgewinner" oder „Raffke" figuriert. Durch den Aufstieg ihrer Nachkommenschaft kam frisches Blut in die Bevölkerung Italiens; der Vater des Dichters, der offiziell beauftragt wurde, die Herrlichkeit Roms beim feierlichsten Anlaß zu besingen, und diesen Auftrag in unsterblichen Versen ausführte, war ein freigelassener Sklave.

Das Leben war so für alle — mit Ausnahme der stummen Masse der Arbeits-Sklaven — beruhigter, weicher, heiterer geworden. Das riesige Reich gab eine Bewegungsfreiheit, die der antike Mensch bis dahin nicht gekannt hatte. Konflikten mit den Mitbürgern, die im Kleinstaat tragisch enden mußten oder das ganze Leben verbittert hätten, konnte man jetzt ausweichen oder ganz entfliehen. Statt in Marseille ließ sich ebensogut in Korinth oder Alexandria eine Existenz gründen. Nicht nur der Ausbau des Straßennetzes, die Sicherheit der Wege und des Meeres, die internationalen Handelsbeziehungen und die einheitliche Goldwährung waren dafür günstig, sondern weit mehr noch die Gleichheit oder Ähnlichkeit des Rechtes, der staatlichen Organi-

sation und der Sprache, die das Weltreich überall durchsetzte. Durch die zähe Arbeit von Generationen von Schriftstellern und Dichtern, die im Zeitalter des Augustus ihren Gipfelpunkt erreichte, hatte die lateinische Sprache Geschmeidigkeit und Ausdrucksreichtum erworben, ohne an Klarheit und Knappheit zu verlieren. Als Staats- und Geschäfts-Sprache war sie im ganzen Reich verbreitet, wo ihr nicht die griechische als überlegene Rivalin gegenüberstand. Für die gebildeten Kreise war Griechisch die Weltsprache geworden, die für den Zweck geselligen Plauderns oder philosophischen Gedankenaustausches überall gesprochen und verstanden wurde — in Spanien so gut wie in Antiochia. Augustus mischt in seine Briefe griechische Ausdrücke ebenso unbefangen ein, wie eine literarische Dame des 18. Jahrhunderts französische Brocken in ihr Deutsch oder Russisch. Nur Tiberius, darin wie in allem anderen Pedant, entschuldigte sich im Laufe einer im Senat gehaltenen Rede im Vorhinein, ehe er das griechische Wort „Monopol" gebrauchte.

Bei einem Wechsel der sozialen Zustände verändert sich regelmäßig die Art der Bindungen innerhalb der Familie und mit ihr die Auffassung von Liebe und Geschlechtlichkeit. Diese Wand-

lungen vollziehen sich meist stumm und unsichtbar, fast ganz ohne Wissen der Mitlebenden; sehr verspätet erst nimmt die gesellschaftliche Sitte von ihnen Notiz; Staat und Gesetzgebung anerkennen sie erst, wenn sie sich schon längst allgemein durchgesetzt haben. Nur die Literatur ist imstande, sie behende aufzugreifen, allerdings auch, sie gründlich zu mißdeuten. So auch damals, wo man die Fruchtbarkeit und Ehrbarkeit der Ehen im Gesetzwege zu heben suchte, während alle Gesellschaftskritik übenden Schriftsteller nicht genug zu jammern wußten über die Unbotmäßigkeit der Frauen und Kinder, die laxe Auffassung des Ehebruches und die angebliche Ausbreitung der erotischen Zuchtlosigkeit. Sie übersahen, daß der einzelne in einer Zeit, in der er sich imstande fühlte, sich nötigenfalls auch allein und unabhängig durchs Leben zu schlagen, die Ehe nicht mehr lediglich als Familienpflicht auffassen konnte, wie es in der „guten alten Zeit" geschah — das heißt unter dem Druck einer ständig drohenden Not, vor der nur die gegenseitige Hilfe des Sippenverbandes einigermaßen schützte. Die Exzesse, die den besorgten Beobachtern angeblich so viel Angst einjagten — allem Anschein nach auch das Vergnügen eines liebevollen Versenkens gewährten —, waren nur Sym-

ptome dieses Wandlungsprozesses, Einzelfälle, in denen er sich übersteigerte und überschlug. Der Mittelstand war an diesen Dingen nicht stark beteiligt, es war mehr eine Sache einer hemmungslos gewordenen Oberschicht des Reichtums und der Aristokratie und in allererster Linie des Kaiserhauses.

Es ist nirgends schwerer als auf dem Gebiet der Sexualität, sich von den anerzogenen, schon durch sehr frühe Eindrücke eingeimpften Auffassungen frei zu machen und das erotische Erleben der Menschen aus anderen Kulturschichten nicht von den eigenen, sondern von ihren Voraussetzungen aus zu verstehen. Wir gleichen darin alle dem Arzt, der jedem Rekonvaleszenten sein eigenes Lieblingsgericht verordnet. Der Antike ist von Anfang an die christliche Scheu vor dem Geschlechtlichen fremd; die Unsicherheit und Übertreibung, die zitternde Erregung, die Neigung wegzusehen, gerade hier eine Ausnahme zu empfinden, der gegenüber die moralische Wertung bis ins kleinste getrieben werden muß — alle diese Dinge waren ihr schlechtweg unbekannt. Die Unterscheidung zwischen zärtlichen und sinnlichen Regungen war ihr geläufig, aber sie lehnte es ab, daraus einen Gegensatz zu konstruieren und die eine von der anderen aus-

schließen zu lassen. Am weitesten entfernt war sie von dem Begriff der „unnatürlichen Unzucht", durch den die christliche Sexualmoral die Tatsachen umgewertet und sich an die Stelle der besiegten Feindin — der Natur — gesetzt hat.

Um die Urteile und Vorurteile jener Zeit richtig zu verstehen, muß man vor allem daran festhalten, daß sie dem Akt selbst — mochte er nun „natürlich" oder „unnatürlich" sein, mit viel größerer Leidenschaftslosigkeit gegenübersteht und wesentlich seine soziale Seite wertet — also die Gesinnung und Charakteranlage, aus der er hervorgegangen ist, und die Folgen, die er mittelbar oder unmittelbar, für den einzelnen oder die Gesellschaft auslöst. So wie wir es niemandem nachrechnen, ob er nun ein paar Cocktails mehr oder weniger trinkt, aber den Säufer verurteilen, der seine Leistungsfähigkeit untergräbt und seine Familie unglücklich macht — so standen die Römer dem sexuellen Verhalten gegenüber, ohne in der Frage „normal oder pervers", „heterosexuell oder homosexuell" die einzige Entscheidung zu sehen. Die allgemeine Sänftigung der Lebensnöte brachte eine weitere Milderung mit sich. So konnte Tibull mit Behagen die Ratschläge des Gartengottes mitteilen, wie man hübsche Jungens am besten verführt,

während der wüste Mißbrauch, den Tiberius mit Kinderleben trieb, allgemeinen Abscheu erregte.

Nicht etwa, daß die Knabenliebe allgemein anerkannt und beliebt gewesen wäre. Aber sie wurde nicht als unnatürlich verurteilt, sondern als unrömisch — als ein Luxus, den die Vorfahren nicht gebilligt hatten, als eine Lockerung der Familienbande, als eine Abhaltung von der Kinderzeugung. Ob eine derartige Betätigung da und dort einmal mituntergelaufen war, galt als höchst gleichgültig. Cäsar wurde freilich noch beim gallischen Triumph von seinen Soldaten mit Spottstrophen angesungen, weil er in fern zurückliegenden Jugendtagen ein Liebesabenteuer mit König Nikomedes von Bithynien gehabt hatte — aber das geschah, weil er, der Römer, sich mit einem schäbigen Asiaten eingelassen und sich dabei sogar in die weibliche Rolle des Verführten gefügt hatte.

Ähnlich dachte man vom Inzest zwischen Geschwistern. Diese uralte orientalische Sitte, die von den Ptolemäern, der griechischen Herrscherfamilie, die Ägypten jahrhundertelang regiert hatte, und von anderen fortgeführt worden war, schien den Römern abstoßend und unwürdig, weil sie mit den Grundlagen ihrer Familienverfassung im Widerspruch stand. Das nähere Vertrautwerden mit den orientalischen Bräuchen und

Kulten lockerte diesen Widerstand wenigstens theoretisch und im Kaiserhaus hatten die fortwährenden Familien-Heiraten zwischen Vetter und Base, Onkel und Nichte die Verwandten so nahe zusammengedrängt, daß der Geschwisterinzest unvermeidlich schien.

So hatte auch der Eros, nächst der Not der gefährlichste Tyrann der Menschheit, viele seiner strengen Züge verloren und war ein lächelnder, leicht zu begütigender Gott geworden, dessen Pfeile kein Furcht einflößten.

Vielleicht hat es nie einen schöneren und vollkommeneren Rahmen für menschliches Glück gegeben, als für die Menschen jener Zeit — natürlich nur für jene, die in der reinen Luft der persönlichen Freiheit und des Wohlstandes atmen durften. In der schönen Landschaft Italiens, zwischen den damals noch bewaldeten Bergen und Hügeln, an den grünen Ufern schimmernder Ströme oder am Rande des farbenreichen, leise atmenden Meeres lagen ihre Städte und Landhäuser. Die Laubengänge der Weingärten, silbergraue Olivenbäume, Steineichen und rebenumschlungene Ulmen umgaben die marmorhellen Tempel der Götter, die aus den strengen Hütern und Beschützern des Feldbaus und der häuslichen Pflichten zu freundlichen — gelegentlich auch

ZIMMER EINES POMPEIANISCHEN HAUSES

schreckenden — Wesen geworden waren, die Bäume und Bäche, Gärten und Haine bewohnten und belebten.

Die Menschen in diesen Häusern und Tempeln lebten ein geruhiges Dasein, das von Krieg und Nahrungsmangel, den ständigen Begleitern primitiver Wirtschaftsformen, nicht mehr bedroht war und die Hast und Unruhe der Industrie-Wirtschaft noch nicht kannte. Das sanfte Klima erließ es ihnen, sich des eigenen Körpers durch vielerlei Umhüllungen zu entwöhnen und gestattete dafür den freien und ausdrucksvollen Faltenwurf, der noch heute ihre Abbildungen zur Augenfreude macht. Die edeln Formen ihres Hausgeräts sind über zwei Jahrtausende hinüber die Vorbilder von Vielem geworden, was uns Heutige umgibt — ohne daß wir freilich die Schönheit und Zweckmäßigkeit dieser Vorbilder erreichen. Die Zimmer waren klein, sie dienten nur zum Essen, Schlafen und für verschwiegene Geschäfte, sonst spielte sich das Leben im Freien ab, unter dem Säulen-Umbau, je nach Tages- und Jahreszeit auf der Schatten- oder Sonnenseite. Hier wurde gelesen und vorgelesen, Besuch empfangen, musiziert und geplaudert. Die Kunst hatte ihr Bestes gegeben, um diese Wohnstätten und Altäre zu schmücken: Die Nachbildung, oder eigentlich

unermüdliche Wiederholung der Meisterwerke der griechischen Plastik, und die lebhafter bewegten Figuren der eignen, römischen Kunst. Brunnenmosaiken und Wandmalereien zeugen von der Lust am vollen, ungebrochenen Glanz der Farben.

Auch der geistige Inhalt des Lebens fehlte dieser Zeit nicht. Er war durch die großen Dichter und Schriftsteller des letzten Jahrhunderts, besonders des augusteischen Zeitalters, in reichstem Maß gegeben worden; wer wollte, konnte auch aus der Quelle trinken und griechische Poesie und Rhetorik studieren, vor allem aber die griechische Philosophie: Plato und Aristoteles, die Lehren der Stoa und der Garten des Epikuros standen ihm offen. Auch das, was wir Wissenschaft nennen: Geschichte, Philologie, Mathematik und Astronomie war vertreten, dank der Blüte des alexandrinischen Instituts unter den Ptolemäern.

Von allen Seiten her war jegliches versammelt, was den Menschen Glück spenden kann — nur eines fehlte. Und dieses Fehlende war schuld, daß trotz alledem der Grundton jener Tage Unruhe und Wehklagen war, daß die Greuel im Kaiserhaus, obgleich nur wenige von ihnen mitbetroffen wurden, wie eine dunkle Wolke über dem ganzen Lande lagen.

Ein Volk, das viele Generationen hindurch nur der Tat gelebt hat, ist nicht imstande, seine Energie ganz zu entspannen; es gibt Auswege, die zu einem tatenlosen Handeln, einem Handeln „im Geist“ führen. Um einen solchen Ausweg zu finden und zu gehen, bedarf es der Gabe der Phantasie; alle Genüsse der Wirklichkeit helfen nicht, wenn sie nicht die Kissen zurechtrückt. Den Römern, trockene Gewaltmenschen wie sie waren, fehlte diese Gabe von Anfang an: mit ihr hätten sie nie die Welt erobert, ohne sie konnten sie ihrer Eroberung nicht froh werden. Im Zeitalter nach Augustus war die Quelle, die nie sehr reichlich gesprudelt hatte, völlig versiegt. Selbst was sie früher an Götter-Gestalten und Mythen eigener Prägung geschaffen hatten, war großenteils vergessen, durch die griechische Mythologie verdrängt; alle religiös-philosophische Spekulation war derselben Herkunft. Selbst bei den großen Dichtern des „goldenen“ Zeitalters ist es auffällig, wie reich an originellen Zügen ihre Schilderung der Wirklichkeit ist, wie fein ihre Beobachtung der Natur und der Menschen — und wie ärmlich ihre Erfindungsgabe. Auch das große National-Epos ist nahezu in allem, was Erfindung anlangt, einfach aus homerischen und anderen Vorbildern zusammengesetzt. Unter Tiberius war

es damit endgültig vorbei, Rom brachte keinen produktiven Dichter mehr hervor, keinen, der einen Platz neben Horaz und Vergil hätte einnehmen können.

Das Schicksal, das den Römern die ganze Erde ausgeliefert hatte, verweigerte ihnen den Traum. Ohne dies holde Beruhigungsmittel fühlten sie sich rastlos herumgetrieben, wie ein Schlafloser im weichen Daunenbett. Zwar suchten sie sich durch die Häufung bald der gröbsten, bald der raffiniertesten Genüsse zu betäuben; jene berühmten Gastmähler begannen, bei denen es Schüsseln aus Pfauenzungen gab, ein Meer von kostbaren Blumen und nackte weibliche Bedienung — oder auch männliche. Sie verfielen darauf, sich fremde Träume zu leihen, und stürzten sich mit Inbrunst in die Mysterien, die vom Osten nach Rom kamen. Der phrygische Attis und die Große Mutter hatten schon unter der Republik ihren Einzug in Rom gehalten, Eleusis war nur für die Auserwählten, die ägyptische Isis zog zu jener Zeit zahllose Glaubensdurstige mächtig an und später folgte ihr der persische Mithras. Doch alle diese Geheimnisse hatten zu wenig Beziehung zum Leben, sie gaben vorübergehenden Rausch und Taumel, aber keinen dauerhaften, durch die Tage und Jahre fortzuspinnenden Traum. Erst dem klei-

nen Juden, dem Teppichweber aus Tarsus, gelang es, aus jüdisch-monotheistischer Ethik, gnostischem Transzendentalismus und orientalischem Mysterienkult den Trank zu brauen, der die antike Welt in das Land der Träume führte, bis sie entschlummert war.

VIERTES KAPITEL

DER KAUFPREIS

Agrippina hatte neun Kindern das Leben geschenkt, von denen sechs, drei Knaben und drei Mädchen, heranwuchsen. Unter den Frühverstorbenen war ein Knabe, namens Gaius, der von so großem Liebreiz gewesen sein soll, daß sein Urgroßvater Augustus sein Standbild, das ihn als den göttlichen Knaben Eros darstellte, im Schlafzimmer stehen hatte und es beim Kommen und Gehen jedesmal küßte. Den Namen dieses verstorbenen Lieblichen erhielt dann der später geborene jüngste Sohn, ein schlanker, schnell in die Höhe schießender Knabe von hastigen Bewegungen und unsicherer Gesundheit. Diesem zweiten Gaius war es vorbehalten, zu der seltsamsten Entwicklung heranzuwachsen, die je einem Menschen beschieden war. Sein kurzes Leben wurde für die Menschen von damals bis heutzutage der Inbegriff alles Verabscheuenswürdigen, so angestopft war es mit Taten und Untaten, die jenseits der Grenze des Menschlich-Begreiflichen lie-

gen und um so abstoßender und fratzenhafter wirken, weil sie nicht im Dienste einer — wenn auch noch so abseitigen — Idee, sondern nach reiner Laune und Willkür begangen wurden. Und doch, merkwürdiger noch als dieses Leben ist der Mensch selbst, wenn man sich ihm zu nähern und ihn menschlich zu verstehen sucht; denn dann erfährt man, daß er zum sprichwörtlichen Ungeheuer nur deshalb wurde, weil er ein Durchschnitts-Mensch war, den sein Schicksal in die ungewöhnlichste Lebensbahn, vorbei an den furchtbarsten Höhen und Tiefen, gestoßen hatte.

Gleich zu Anfang steht ein großes Rätselraten: Wie ist es zu erklären, daß Tiberius, der seine ganze Kraft und Zähigkeit daran setzte, Agrippina und ihre Söhne zu vernichten, der den ältesten Sohn erst verbannt, dann ermordet, den mittleren durch Verhungern umgebracht hatte — daß dieser selbe Tiberius den jüngsten am Leben ließ und ihn sogar an den Hof, in seine persönliche Nähe zog? Launen kannte der unerbittlich konsequente alte Mann nicht, und sein Scharfsinn war mehr als ausreichend, um zu wissen, daß dieser Jüngling als der berufene Thronerbe sowohl wie als Sohn einer zu Tode gemarterten Mutter sein gefährlichster Feind sei. Trotzdem ließ er ihn unbehelligt die Jahre der Mannbarkeit

erreichen und spielte mit dieser täglich wachsenden Gefahr, während er doch sonst nicht das Geringste aufs Spiel setzte oder einem Zufall überließ, der vermieden werden konnte.

Der Knabe Gaius war in Antium im alten Latium zur Welt gekommen, verbrachte aber einen großen Teil der Kindheit in Gallien, wohin sein Vater Germanicus Frau und Kinder mitgenommen hatte. In der rauhen Jahreszeit lebten die Kinder wohl in einer der größeren Städte, im Sommer aber begleiteten sie die Eltern zum Heer, verweilten im Lager und nahmen an der Lebensweise und dem Brauch der Soldaten teil. Agrippina, die es liebte, solche Dinge so deutlich wie möglich zu markieren, ließ den Jüngsten das Kleid und die Ausrüstung eines einfachen Legionärs tragen. Die Soldaten nannten den Kleinen, der mit den hohen Militärstiefeln an den dünnen Beinchen so putzig durch die Lagergassen stapfte, „Stiefelchen“ — lateinisch: Caligula — und dieser Name blieb ihm, obwohl man später den Kaiser bei Strafe der Majestätsbeleidigung weder so anreden, noch bezeichnen durfte. Er gehörte zur Zahl jener Menschen, bei denen Spitz- und Kose-Namen festsitzen, wahrscheinlich weil sie dadurch bequem charakterisiert und aus dem Allgemeinen herausgehoben werden.

Noch nicht drei Jahre alt wurde der Junge zum erstenmal der passive Mittelpunkt stürmischer Ereignisse. Die römischen Legionäre hatten eine sehr gesteigerte, gelegentlich das Sentimentale streifende Gemütsbeziehung zu ihrem Feldherrn und dessen Familie, wie dies bei Berufssoldaten, die selber weder Weib noch Kind haben können, und deren Leben auch sonst nicht viel Platz für zarte Gefühle bietet, nur natürlich ist. Als nach dem Tode des Augustus jene Meuterei ausbrach, bei der die Soldaten die Erbfolge des Tiberius nicht anerkennen und ihren Feldherrn Germanicus zum Kaiser ausrufen wollten, befahl dieser, nachdem weder Zureden noch Drohen gefruchtet hatte, für den jüngsten Sohn und dessen Begleitung Wagen und Eskorte bereitzustellen, um ihn in die nächste Stadt zu bringen „weil er ihm unter den Aufrührern nicht mehr hinreichend sicher sei". Das schlug durch und die eben noch Trotzigen suchten den Reisewagen aufzuhalten und flehten unter Tränen, ihnen die Schande solchen Mißtrauens nicht anzutun. Der Knirps muß wohl einen großen Eindruck von seiner Wichtigkeit bekommen haben, wenn er sah, wie so viele aufgeregt schreiende Männer sich bei seinem Anblick in demütig Bettelnde verwandelten.

Etwa drei Jahre später wurde der Fünfjährige in den Mittelpunkt eines noch gewaltigeren Schauspiels gestellt. Die Familie war inzwischen nach Rom zurückgekehrt und dem Germanicus wurde die höchste Auszeichnung zuteil: die Feier des Triumphes zum Lohn für die — allerdings unabgeschlossen gebliebene — Niederwerfung der germanischen Grenzstämme und die Zurückgewinnung eines Teils der durch Varus verlorenen Feldzeichen. Bei dem umjubelten Einzug durch die Stadt zum Capitol, gefolgt von den Soldaten und Kriegsgefangenen, Standarten, Beutestücken und symbolischen Darstellungen der Kriegsereignisse führte der Siegeswagen neben dem Triumphator fünf Kinder — für die Römer jener Zeit ein ungewohnter und erhebender Anblick. Neben zwei älteren Brüdern und zwei Schwestern stand der kleine Caligula da, steckte die Nase über den goldenen Wagenrand und guckte, ein wenig Grimassen schneidend, auf die vier weißen Pferderücken in einer Reihe vor ihm und die unendliche Mauer begeisterter Menschengesichter zu beiden Seiten des Wagens.

Germanicus blieb eine Zeitlang in Rom, wo er als Kollege des Kaisers ein Konsulat führte, und verreiste dann, wiederum in Begleitung seiner Familie, in den Orient, um dort einige wichtige

politische Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Diese Fahrt wurde nicht nur als Berufs-, sondern auch als Bildungs- und Vergnügungsreise ausgeführt. Man besuchte Griechenland und die griechischen Inseln, besichtigte berühmte Kunstwerke und Naturwunder, historisch interessante Stätten und Schlachtfelder, durchwanderte die Tempelbezirke und befragte die Orakel. Im nächsten Jahr wurde Ägypten bereist, die Pyramiden und die Memnonsäule bewundert wie von modernen Touristen. Leider wurden die sonst vergnüglichen Familienreisen durch die Mißhelligkeiten mit dem Statthalter Piso gestört; sie endeten auf die tragischeste Weise mit dem Tod des Germanicus.

Der jüngste Sohn, der nun sieben Jahre alt war, nahm mit den anderen Kindern an dem Trauerzug teil, der die Asche des Vaters nach Rom brachte. Der der väterlichen Leitung so früh beraubte Knabe blieb bei der Mutter, die trotz ihrer glänzenden Eigenschaften damals keine gute Erzieherin gewesen sein kann. Der jähe Tod ihres Mannes, der sie aus allen Himmeln ihrer ehrgeizigen Hoffnungen gestürzt hatte, drohte auch ihre Söhne um die Anwartschaft auf die Krone zu bringen. So mußte es ihr natürliches Streben sein, dem ihr überlassenen Knaben ein Höchst-

maß von Selbstgefühl einzuflößen. Dadurch, wie durch ihr eigenes selbstbewußtes Auftreten, suchte sie die Angst zu übertäuben, die sie vor der unerbittlichen Ruhe des Tiberius und seinem langsam im Dunkel schleichenden Haß empfand. Der Schatten dieser Angst fiel auch auf die Seele des Knaben, so daß sie, zwischen Gegensätzen hin- und hergeschleudert, nicht zur inneren Ausgleichung kam.

Für seine körperliche und geistige Ausbildung sorgten selbstverständlich berufene Pädagogen und Lehrer; sie fanden in ihm einen gelehrigen Schüler für alle Dinge, die mit Leidenschaft und unter dem Impuls des Augenblickes ausgeübt werden können, ohne viel Selbstbesinnung oder das Maßhalten einer starken Persönlichkeit zu verlangen. So wurde der Heranwachsende schnell ein lebhafter und wirkungsvoller Redner, während die großen Denker ihm zu tief, die Historiker und Epiker zu breit erschienen. Trotzdem sich seine schwache Gesundheit nie ganz kräftigte und er anfällig blieb, trieb er fast alle damals gebräuchlichen Arten von Sport mit großer Leidenschaftlichkeit, vor allem Fechten, Reiten und Wagenlenken, daneben noch andere Künste, die den Römern nicht sehr hoch standen, wie Tanzen, Musik und Deklamation.

Als sich das Gewitter über Agrippina immer näher und näher zusammenzog, war ihr der Sohn im eigenen Hause nicht mehr sicher genug, sie fürchtete, daß der Schlag, den sie von Tiberius und Sejan gegen sich geplant fühlte, ihn mittreffen würde und übergab ihn daher der Großmutter ihres Mannes, Livia. Wenn irgendwo, so war er im Hause der Witwe des Augustus vor jedem Unheil beschützt. Die kluge, alte Frau konnte die Erziehung des Urenkels nicht vollenden, da sie bald darauf starb. Ihr Tod wurde für den nun schon siebzehnjährigen Caligula zum Anlaß, vor der Öffentlichkeit zum erstenmal in einer aktiven Rolle zu erscheinen, obgleich er noch das Knabenkleid trug. Er durfte die Trauer- und Lobrede, die herkömmlicherweise ein naher Verwandter des Verstorbenen zu halten hatte, von der Rednertribüne des Forums herab dem versammelten Volke vordeklamieren. An Stelle der Urgroßmutter nahm ihn die Mutter seines Vaters in ihr Haus auf, Antonia, die Witwe des Drusus, dieselbe, die einige Jahre später Tiberius vor den Absichten des Sejanus wirkungsvoll warnte. Von Erziehung, insbesondere durch eine Frau, konnte bei dem nun fast achtzehnjährigen Jüngling nicht mehr die Rede sein. Die Prinzen des kaiserlichen Hauses wurden in diesem Alter

meist schon zu den Staatsämtern, mindestens zur Ausübung priesterlicher Funktionen herangezogen. (Der Opferdienst war ein wichtiger Zweig der Staatsverwaltung.) Die Voraussetzung für jede öffentliche Betätigung war das Anlegen des Bürgerkleides, die auf Veranlassung des Familienhauptes in feierlicher Form geschah. Caligula blieb bis auf weiteres im Knabenrock und damit auch ferngehalten von den Staatsgeschäften, der Politik und den Hof-Intrigen, mit denen seine beiden älteren Brüder sich tief eingelassen hatten.

Es war nicht knabenhafte Verträumtheit, die es ihm leicht machte, sich in diese Zurücksetzung zu fügen, sondern eine Selbstbeherrschung, die weit über das Maß dessen hinausging, was man von einem jugendlichen, verwöhnten und äußerst leidenschaftlichen Charakter hätte erwarten können. Bald gingen die Schläge nieder, die Tiberius gegen das Haus des Germanicus führte: Agrippina wurde angeklagt, verurteilt, verbannt; der ältere Sohn Nero angeklagt, verurteilt, verbannt und getötet; der mittlere, Drusus, angeklagt, verurteilt, eingekerkert. Währenddessen war der unheimliche Sejan eifrig darauf bedacht, den jüngsten Sprößling in das Geschick seiner Familie zu verstricken; solange noch ein Sohn des Ger-

manicus lebte, war der Weg zum Thron für keinen anderen frei. Es schien kinderleicht, nach der Mutter und den beiden älteren Brüdern auch den unerfahrenen, von keinem Freund beratenen Knaben zu verderben; genügte es doch schon, die als „Feinde des Staates" Erklärten zu bemitleiden und an ihrem Geschick Anteil zu äußern, um selbst als Staatsverbrecher der Strafe zu verfallen. Ganz Rom war voll Erbitterung über die Ungerechtigkeit und Perfidie des Tiberius, es war undenkbar, daß der Sohn der unschuldig leidenden Agrippina nicht ein Wort des Schmerzes über das der Mutter angetane Leid, keinen Ausruf des Grolles über die Verfolgung der Brüder über seine Lippen lassen sollte. Zu allem Überfluß brachte Sejan noch Lockspitzel in seine Umgebung, die ihn durch ihre gutgespielte Entrüstung zu einem unbedachten Wort hinreißen sollten — aber das alles prallte an dem jungen Mann ab, und was so leicht und einfach erschienen war, mißlang vollständig. Mit einer geradezu übermenschlich — oder unmenschlich — scheinenden Selbstbeherrschung gab der sonst beim kleinsten Anlaß Aufbrausende nicht die mindeste Gelegenheit zu einer Denunziation. Die Spitzel mußten unverrichteter Dinge abziehen und Caligula überlebte den Sturz Sejans.

Daß dieser Meister einer vollendeten Selbstbeherrschung doch derselbe war, der später durch ein gänzliches Fehlen von Maß und Zügel die Welt in Erstaunen setzte, ist aus anderen Zügen, die derselben Zeit angehören, zu ersehen. Eine Klatscherei über seine Unanständigkeiten drang bis in den Senat; es wird damit aber wohl nicht viel auf sich gehabt haben. Hingegen scheint es, daß der — später in aller Öffentlichkeit gezeigte — Liebesbund mit seiner Lieblings-Schwester Drusilla um diese Zeit heimlich begann. Die Großmutter Antonia soll die Beiden in verbotenem Beisammensein überrascht haben.

Als Caligula 21 Jahre alt geworden war, zog ihn Tiberius an seinen Hof und er lebte von da an in der nächsten Umgebung des gefährlichen Greises, meistens auf Capri, gelegentlich auf Kreuz- und Querzügen durch Unter-Italien. Die Berufung an den Hof geschah wahrscheinlich weniger aus verwandtschaftlicher Zärtlichkeit, als aus Argwohn und Mißtrauen. Tiberius wollte den Charakter des letzten übrig gebliebenen Großneffen in der Nähe studieren und ihn unter den Augen haben, um verhindern zu können, daß er sich in Rom frei bewege, seine Popularität vergrößere oder gar der Mittelpunkt einer Parteibildung werde. Deshalb wurde ihm auch jetzt,

wo er in halber Gefangenschaft lebte und von jedem Auftreten in der Öffentlichkeit abgeschnitten war, endlich die Anlegung des Bürgerkleides bewilligt. Die Zeremonie wurde in aller Stille vorgenommen, alle öffentlichen Ehrungen, die bei dem gleichen Anlaß seinen Brüdern zuteil geworden waren, unterblieben.

Sejan war inzwischen gestürzt worden und damit der gefährlichste Feind beseitigt; aber die Lage des Bedauernswerten war damit um nichts gebessert. Denn jetzt hatte die Epoche der Rache gegen alle bei Tiberius begonnen, in der seine Wut wahllos um sich griff und von jedem Griff Blut an seinen Händen blieb. Der Sohn der Erzfeindin, der mehr als irgend ein anderer von dem Tod des Tiberius zu hoffen hatte, konnte seinem Geschick auf die Länge unmöglich entgehen. Das Aushorchen durch einzelne Spitzel im Hause der Antonia war ein Kinderspiel gegen die neue Situation, in der ausnahmslos jeder, der mit ihm in Berührung kam, von dem Diener, der seine Schuhe schnürte, bis zum höchsten Hofbeamten und Vertrauten des Kaisers sein Feind und Spion war. Ein im Schlaf gesprochenes unvorsichtiges Wort wäre bestimmt zu den Ohren des Tiberius getragen worden und hätte ihn verderben können. Zudem war dies die Zeit, wo

die Mutter den freiwilligen Hungertod wählte, um den Qualen und Demütigungen zu entgehen, wo der Bruder im Wahnsinn der Hungerdelirien seinen Geist aushauchte — aber der junge Caligula bewahrte bei alledem seinen vollkommenen Gleichmut. Kein Seufzer wurde unterdrückt, kein noch so leichtes Zucken glitt über sein Gesicht, wenn er den Großonkel preisen hörte, weil der Leichnam seiner Mutter nicht neben Dieben und Mördern auf der Seufzertreppe zur Schau gestellt worden war; im Gegenteil, er erwies dem wegen solcher Milde Gelobten ein so wohlabgewogenes Maß von Ehrerbietung, daß jener von seiner ursprünglichen Linie der Fernhaltung des Neffen von jeder Beziehung zu Staat und Öffentlichkeit abwich und ihn in einem Brief an den Senat wegen seines treuen Festhaltens an den Familienpflichten belobte. Auch ließ er ihn für eine Priester-Stelle bestimmen und gab bald darauf das höchste Priesteramt, das durch den Hungertod des Drusus, der es bisher bekleidet hatte, frei geworden war, an Caligula. Auch andere kleine Auszeichnungen, wie die Ernennung zum Ehren-Bürgermeister des Badeortes Pompeji, durfte dieser jetzt annehmen.

Die nachtwandlerische Sicherheit, mit der Caligula durch alle Gefahren unberührt und unbe-

PITTSBURGH PSYCHOA
SOCIETY LIBRARY

rührbar hindurchschritt, ist durch ein Riesenmaß von Egoismus, das ihn gegen die Geschicke von Mutter und Brüdern gänzlich gleichgültig werden ließ, noch nicht ausreichend erklärt. Gewiß, seine Selbstliebe, die durch den dauernd wachgehaltenen Selbsterhaltungstrieb angefacht wurde, konnte jede andere Liebes- und Mitleidsregung ersticken. Aber die Atmosphäre um ihn war so vergiftet, daß man kaum begreift, wie er in ihr so gleichmäßig und unbehindert Atem schöpfen konnte. Auch ohne daß er einen bestimmten Argwohn erregte, mußte er darauf vorbereitet sein, daß ihn jeden Augenblick das Verderben treffe. Von Tiberius erwiesene Freundlichkeiten waren keine Bürgschaften der Sicherheit, beinahe das Gegenteil; es wurde mehr und mehr unmöglich, dieser Seele auf den Grund zu sehen. Inzwischen drang aus der Tiefe der Kerker das Winseln der von Tiberius Gemarterten an das Ohr des Jünglings, der vielleicht morgen schon zu ihnen gehörte; jede Speise, jeder Trunk konnte vergiftet sein, jeder Vorhang den Mörder verbergen, hinter jeder Tür konnte der Prätorianer-Offizier stehen, der den Befehl, den Selbstmord zu vollziehen, überbrachte. Unter solchen Umständen Ruhe und gleichmäßige Sicherheit zu bewahren, ist eine Lei-

PITTSBURGH PSYCHOANALYTIC
SOCIETY LIBRARY

stung, die auf mehr als bloßer Gefühlskälte beruhen muß.

Ein kleiner Vorfall aus jener Zeit ist für hundert ähnliche charakteristisch. Am Hofe des Tiberius lebte ein jüdischer Prinz — das gab es damals —, ein Enkel des Herodes, auf den Augustus so große Stücke gehalten hatte, mit Namen Agrippa. Er hatte ursprünglich zu dem Kreis um den Sohn des Tiberius, Drusus, gehört, sich nach dessen Tod aber dem Caligula als dem neuen Lichte zugewandt. Im tête à tête mit diesem, auf einer Wagenfahrt, wo er vor Lauschern sicher zu sein glaubte, machte er eine abfällige Bemerkung über den Kaiser, die seine Hoffnung auf eine baldige Thronbesteigung seines Freundes und Gönners ausdrückte. Der Wagenlenker, ein ehemaliger Sklave des Agrippa, behorchte das Gespräch und war seinem Herrn nicht so anhänglich, wie dieser geglaubt haben mochte. Um eigene Verfehlungen auf dem Gebiete des Mein und Dein zu verdecken, beschuldigte er seinen Herrn, der daraufhin verhaftet und dem Anzeiger gegenübergestellt wurde. Auch Caligula war dabei zugegen, aber der Kutscher konnte gegen ihn nichts Belastendes vorbringen, obwohl er die gegen seinen Herrn vorgebrachte Beschuldigung gegen dessen Leugnen aufrecht-

erhielt. Agrippa wurde eingesperrt, sein Gönner, dem zuliebe er sich exponiert hatte, ging ohne den leisesten Schatten eines Verdachtes aus dieser peinlichen Angelegenheit hervor.

Aufbrausend, launisch, erregbar, leidenschaftlich, auch körperlich allerhand unvermuteten Anfällen ausgesetzt — und dabei bis ins letzte beherrscht, fähig allen Fallstricken zu entgehen und imstande, dem argwöhnischesten aller Menschen, der ihn vom Mutterleibe an gehaßt hatte, wohlgefällig zu sein: wie löst sich das Rätsel dieses Widerspruches?

Unter den Historikern, die sich als beinahe-noch-Zeitgenossen mit der Geschichte des Tiberius und seines Nachfolgers auseinandergesetzt haben, befindet sich glücklicherweise einer, dem die seltene Gabe, in Menschenseelen zu lesen, zuteil geworden ist: Tacitus. Sein Urteil über Tiberius wird leider durch eine entschiedene Antipathie getrübt (wenn jemand gleich zu Anfang versichert, er schreibe „ohne Zorn noch Neigung", so ist das schon verdächtig) und der Teil seines Werkes, der von der Regierung Caligulas handelt, ist verlorengegangen. Wir haben nur die verstreuten Bemerkungen, die er ihm bei der Schilderung der letzten Jahre des Tiberius widmet, aber eine von diesen ist so tief und aufschluß-

reich, daß sie dem Psychologen das innerste Geheimnis dieser Seele enthüllt. Tacitus spricht auch von der Selbstbeherrschung des Caligula und daß er trotz seines sonst ungezügelten Wesens kein Wort der Klage über das Schicksal der Mutter und der Brüder über die Lippen gebracht habe. Tag für Tag, so fährt Tacitus fort, habe er genau die Stimmung angenommen, von der Tiberius eben beherrscht war, sich ihm immer aufs neue, bis zur Art der Kleidung und bis in jede Redewendung hinein angepaßt.

Das Ich des Menschen, seine Persönlichkeit entwickelt sich von seiner Geburt an, teils von der Masse ererbter Anlagen und Möglichkeiten her, teils unter den wechselnden Eindrücken seiner Umgebung, von denen die von den Eltern ausgehenden bei weitem die wichtigsten sind. Zunächst ist er diesen Einflüssen ganz preisgegeben, er nähert, „identifiziert" sich oder stellt sich in Gegensatz, je nach dem, wie in ihm Lust oder Unlust, Befriedigung oder Enttäuschung ihre Spuren ziehen. Nach und nach wählt er die mit den stärksten Eindrücken verknüpften und seiner Natur gemäßesten Positionen aus und entwickelt, auf sie gestützt, dauernde, ihm eigengehörige Reaktionen. So entsteht der Charakter, die Persönlichkeit, die mehr oder weniger starr

oder nachgiebig ausfallen kann. Aber Starrheit und Nachgiebigkeit müssen nicht immer Gegensätze sein, die sich ausschließen. Wo sich ein durch die Anlage schwächlicher Mensch unter zwiespältigen Einflüssen und schwerem äußeren Druck entwickelt, da kann es geschehen, daß das Ich keine tiefen Wurzeln schlägt und trotz Erfahrung und Wachstums so wenig verfestigt wird, daß es — ähnlich wie das Ich des Kindes — locker und austauschbar bleibt. Solche Menschen sind nur schwer zur Nachgiebigkeit im Einzelfall zu bestimmen, wohl aber imstande, das, was ihr Ich war oder schien, im Notfalle ganz und gar aufzugeben und an seine Stelle ein anderes, von außen aufgedrängtes zu setzen. Mit welchem Preis ein solches verlorenes Ich bezahlt werden muß, wieviel an Menschlichkeit und innerer Entwicklung dabei verloren geht, läßt sich denken, aber kaum voll nachfühlen. Im Märchen gibt es einen Riesen, der eigentlich gutmütig und menschenfreundlich ist, aber jeden auffressen muß, der ihm in die Hände fällt, weil man ihm seine Seele gestohlen hat. Er heißt der Riese Seelenlos.

Der Vorgang, durch den Caligula die Schöpfung seiner eigenen Persönlichkeit ungeschehen machte und sich gewissermaßen in einen Spiegel umschuf, der das Bild des Tiberius aufnahm und

bis auf weiteres festhielt, war eine instinktive Abwehr der ständig drohenden Lebensgefahr — eine Art Mimikry, durch die er eine Schutzfärbung annahm, die ihn unauffällig machen und retten sollte. Zu einem solchen Vorgang gehört aber noch mehr als ein starker Wille und ein schwaches Ich, dazu gehört auch eine besondere Beziehung zu dem Menschen, in den man sich verwandeln soll. Nur große Schauspieler sind dazu auch ohne diese Voraussetzungen imstande, bei Caligula waren sie voll gegeben. Trotz Haß und Abneigung betrachtete er mit Respekt, vielleicht sogar mit geheimer Bewunderung den Menschen, der alles das besaß, was er selbst sich seit den Kindertagen glühend gewünscht hatte. Sein Vater war gestorben, ehe er das achte Jahr vollendet hatte, und seitdem war kein anderer Mann da, der Vaterstelle bei ihm vertreten konnte; er war bei Frauen und bezahlten oder unfreien Lehrern aufgewachsen, unter Menschen, auf die er nach den Anschauungen seiner Zeit verächtlich herabschauen durfte. Tiberius war der einzige, zu dem er immer aufblicken mußte, und selbst die Angst, die alle, auch seine mutige Mutter, vor dem Kaiser empfanden, diente nur dazu, seine Gestalt zu vergrößern. Und dann, am Hofe und in der Nähe des Tiberius sah Caligula, wie schrankenlos

der Oheim von dem Herrschervorrechte, Blut zu vergießen, Gebrauch machte und, da ihn selbst eine starke Regung in diese Richtung trieb, trat neben die Angst und die Verehrung noch der Neid — Gründe genug, sich ihm innerlich gleichzumachen, so sein zu wollen, wie er war. Diese Selbstverwandlung war nicht unbegrenzt dauerhaft, es folgten ihr andere nach, sie überstürzten sich späterhin; aber trotz allen Wendungen und Auswegen konnte er nie mehr in sein altes Ich zurückkehren, das er aufgegeben hatte, um damit sein Leben und die Weltherrschaft zu erkaufen. Zu dieser Zeit begann über ihn der Satz zu kursieren, es habe niemals einen besseren Diener und einen schlechteren Herrn gegeben. Diese Worte enthalten das Wahrste, was über ihn gesagt worden ist, denn mochte er sich noch so gewaltig aufblähen und einen Platz unter den unsterblichen Göttern verlangen, er mußte von nun an das Maß seines Wesens doch immer von irgendwoher erborgen.

FÜNFTES KAPITEL

DER ZUGRIFF

Die Umschaffung zu einem Ebenbild des Tiberius ging nicht so weit, daß sie alle früheren Liebhabereien der Jugendjahre unterdrückt hätte; schwerer als die Trauer um die Mutter hätte er diese Dinge aufopfern können. Er behielt sie — teils offen, teils in halber Heimlichkeit — bei, auch wenn sie zu dem Charakter und der Lebensführung seines Vorbildes in entschiedenem Gegensatz standen. Dazu gehörte die Vorliebe für Theater, Tanz und Musik, die dem ernsten, auf militärische Schlichtheit und altrömisch-steife Vornehmheit gestellten Greis zuwider waren. Hingegen konnte dem jungen Prinzen kaum verübelt werden, daß er der Umgebung des Onkels, in dessen Nähe sogar die Orgien düster waren, gelegentlich zu entfliehen suchte, um anderswo ein wenig Heiterkeit zu finden. Er machte sich bei diesen Ausflügen durch eine Perücke und ein langes Kleid unkenntlich, wohl mehr aus Anstandsrücksichten als in der ernsten Absicht,

durch eine solche Verkleidung den Augen der Spione des Tiberius zu entgehen. Sonst geschah dabei nichts Auffälliges, es waren Bummeltouren durch Lokale Neapels und Pompejis, die den Bars und Kneipen unserer Städte entsprachen — die Bordelle waren selbstverständlich in das Programm miteingeschlossen; alles im Rahmen des normalen Amüsierbedürfnisses eines jungen Herrn aus den ersten Kreisen. Sonderbarer war eine andere Form von Genüssen, die er aufzusuchen pflegte: er liebte es, bei den Leibesstrafen, Folterungen und Hinrichtungen zuzusehen, an denen am Hofe des Tiberius kein Mangel war. Diese sich immer wiederholenden Marterszenen hatten nicht die Wirkung, ihn abzustumpfen oder anzuwidern, sondern machten ihn immer unersättlicher. Auch der Gedanke, daß seine nächsten Verwandten Ähnliches erlitten hatten, daß es ihm selbst vielleicht bevorstand, vermochte ihn nicht abzuhalten, bildete vielleicht sogar einen geheimen Anreiz. Er selbst bot keinen angenehmen Anblick, wenn er, eine hagere Gestalt mit vorgebeugtem Rücken, dastand und mit unruhigen Augen, die Zunge rastlos im Munde herumdrehend, die gekreuzten Hände in die langen, haarigen Arme eingekrampft, das Gräßliche beobachtete — kein angenehmer Anblick, auch für

seinen Onkel und Gönner Tiberius nicht. Dieser selbst hatte erst als Greis, nach Abschluß eines an Taten und Entschlüssen reichen Lebens, nachdem er den eigenen Haß und die menschliche Niedertracht bis zur Neige geschmeckt hatte, angefangen, solchen Schauspielen Reiz abzugewinnen. Er fand, daß der junge Mann, der dort anfing, wo er geendet hatte, in diesem Punkte seine Einfühlung zu weit trieb und schloß daraus, daß gerade diese feige Grausamkeit dem Eigentlichsten im Charakter seines Neffen verwandt sein müsse. Der alte Menschenkenner ließ sich nicht, wie viele seiner Umgebung, durch die harmlosen Eskapaden und die Vorliebe für sanfte und unschuldig-heitere Kunstübungen täuschen und sprach es mit einigen seiner sparsamen Sätze aus: „Gaius lebe nur zu seinem und aller anderen Verderben" und: „Ich ziehe da eine Viper für das Römervolk, einen Phaeton für die ganze Welt auf." Caligula hat wirklich mit niemandem größere Ähnlichkeit als mit dem Jüngling, der bei dem vergeblichen Versuch, sich vor sich selbst zu legitimieren, die Erde in Brand setzt und aus dem Sonnenwagen stürzt, den er führen wollte.

Die „Schutzfärbung" Caligulas reichte nicht aus, um das Ungebändigte seiner Natur für den scharfblickenden Tiberius unkenntlich oder un-

sichtbar zu machen, aber sie ließ diesen doch die Gefahr, die sein Neffe für ihn persönlich bedeutete, geringer einschätzen. Es verführte ihn immer wieder zu einer etwas spöttischen und verächtlichen Sympathie, wenn dieser Jüngling, der Sohn und Enkel seiner beiden größten, ihm weit vorgezogenen Rivalen, seine Haltung und Gebärde, seine Denk- und Redeweise bis ins kleinste nachahmte und annahm. Der Junge war doch so etwas wie ein Stück von ihm geworden, das nicht so leicht zu ersetzen war. Er wußte, daß der tanz- und gesangliebende Lebejüngling zu jedem Anschlag fähig war, solange er als sein Vorbild ihm die Sicherheit dazu gab; daß jener sich mit dem von ihm entliehenen Mute gegen ihn selbst zu wenden wagen würde, schien ihm unwahrscheinlich. Dieser Irrtum, der seine Neigung zum Zuwarten und Zögern verstärkte, hielt seine Hand auf, bis es zu spät war.

Caligula erzählte später, als er schon Kaiser war, eine Geschichte aus dieser Zeit. Sie ist zwar ganz bestimmt unwahr und von ihm erfunden, weil er sich seiner damaligen Nichtigkeit und Schattenrolle schämte und sie durch „Rückphantasieren" zu bemänteln suchte; trotz des durchsichtigen Zweckes enthält sie ein Stück

innerer Wahrheit. Er sei, so behauptete er, eines Nachts mit dem Dolche in der Hand in das Schlafzimmer des Oheims geschlichen, um die Mutter zu rächen, habe aber im letzten Augenblick, von Mitleid ergriffen, die Waffe von sich geworfen und sich wieder entfernt. Tiberius habe den Vorgang wohl gesehen, aber nie mit einem Wort darauf angespielt. Eine Hamlet-Szene, die zwar nur in der Phantasie erlebt wurde, aber doch Zeugnis davon ablegt, wie im tiefsten zwiespältig das Wesen dieses Menschen überall war, wo er nicht ein anderer sein durfte.

So standen sich die beiden, die nur ein Mann und sein Schatten zu sein schienen, als die merkwürdigsten Gegner gegenüber. Ein paar Jahre lang hatte das unsichtbare Spiel zwischen ihnen schon gedauert, nun drängten die Dinge zur Entscheidung. Trotz der vollendeten Menschenverachtung seiner Altersjahre war in Tiberius das Pflichtgefühl zu tief verwurzelt, als daß er die Frage nach der Nachfolge in der Weltherrschaft ganz hätte beiseiteschieben können. Es kamen nur zwei Anwärter in Frage: der Großneffe Caligula und sein Enkel Tiberius Gemellus, der Überlebende von einem Zwillingspaar, das seinem einzigen Sohne Drusus von dessen Frau Livilla (die ihren Mann später gemeinsam

mit Sejan durch Gift aus dem Wege räumte) geschenkt worden war. Es wäre an und für sich naheliegend gewesen, den eigenen Enkel dem Sohn des Germanicus vorzuziehen. Äußere Umstände sprachen zwar dagegen: Caligula war, gerade weil er von Drusus und Germanicus und nicht von Tiberius abstammte, bei Volk und Heer weitaus beliebter; auch trug der Enkel, der um acht Jahre jünger war als sein Vetter, noch den Knabenrock. Aber der Beliebtheit Caligulas ließ sich auf die einfachste Weise entgegenarbeiten, indem man ihn beseitigte, was Tiberius jeden Augenblick hätte tun können, und ein Prinz des kaiserlichen Hauses hätte nötigenfalls auch schon als Fünfzehnjähriger den Bürgerrock anlegen dürfen. Es war ein anderer, tieferer Grund, der Tiberius zu keiner Entscheidung kommen ließ: Wie weit zurück die Beziehungen der Livilla zu Sejan reichten, ließ sich nicht zweifelsfrei feststellen, aber möglich war es immerhin, daß er, und nicht Drusus der Vater ihrer Kinder war. Die Einsetzung dessen, der als Enkel des Tiberius galt, konnte den nachträglichen Triumph des Sejan bedeuten. Zwischen dem Sprößling des Verräters und dem Sohn seiner Erzfeindin — eine bittere Wahl für einen Allmächtigen! Begreiflich, daß der alte Zögerer nicht imstande war,

sich zu entscheiden. Nach langem Zuwarten entschloß er sich zu einem Provisorium und machte ein Testament, in dem er den Enkel und den Großneffen zu gleichen Teilen als Erben seines ungeheueren Privatvermögens einsetzte, ohne über die Herrschaft etwas zu verfügen. Er wußte natürlich und sprach es gelegentlich aus, daß dieser Stand der Dinge dazu führen würde, daß der Ältere und Beliebtere sich der Alleinherrschaft bemächtigte, und was Caligula dann mit seinem Nebenbuhler anfangen würde, konnte sich Tiberius unschwer an den Fingern abzählen. Trotzdem beließ er es dabei — aber jeder Tag konnte einen Umschwung bringen, der für Caligula nicht nur die Enterbung, sondern auch den Tod bedeutet hätte.

Tiberius glaubte keine Eile zu haben, weil er seinen Neffen, soweit es seine Person anging, für ungefährlich hielt. Die Angst, die er seiner Umgebung einflößte, war viel zu groß, als daß jemand Lust gehabt hätte, zu Nutzen eines unverläßlichen und zweideutigen jungen Mannes etwas gegen den Kaiser zu unternehmen. Aber diese Sicherheit galt nur, solange er stark war und aufrecht stand. Sowie er das kleinste Schwanken sichtbar werden ließ, würden sich alle, das wußte er, auf ihn stürzen und ihn opfern, um

damit der neuen Sonne zu huldigen. War es nicht besser, rechtzeitig Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen oder sollte er warten, bis die Kleinen sich über den Großen hermachten, wie jüngst die Ameisen eine Rieseneidechse, die er in seinem Garten hielt, aufgefressen hatten?

Auch Caligula wußte, daß die Dinge einer Entscheidung zutrieben und traf seine Maßnahmen. Im Kampf um seine Selbsterhaltung ließ er sich durch keine Leidenschaft beirren, durch keine Illusion benebeln; auch die „Identifizierung" mit dem Oheim warf er mit Leichtigkeit beiseite, wenn sie ihm dabei im Wege war, und wurde rein sachlich. Tiberius hatte versucht, ihm eine Art ablenkende Beschäftigung zu geben, indem er ihn verheiratete. Das wäre kaum gelungen, auch wenn die junge Frau — sie hieß Iunia Claudilla und entstammte selbstverständlich einem der großen Häuser Roms — nicht bald darauf im Kindbett gestorben wäre. Caligula mußte bei seiner Ausschau nach einem Menschen, von dem er Rettung oder Hilfe erwarten konnte, vor allem auf den Kommandanten der Prätorianer verfallen, für ihn nach dem Kaiser die wichtigste Figur. Es war Macro, der seinerzeit dem Tiberius geholfen hatte, den Sejan zu stürzen, und zur Belohnung dessen Posten erhalten hatte, ohne je-

doch in die Vertrauensstellung seines Vorgängers einzurücken, weil Tiberius das einmal getäuschte Vertrauen überhaupt niemandem mehr schenkte. Auch mit so wichtigen politischen Aufgaben, wie sie Sejan auszuführen hatte, wurde er nicht betraut. Hätte er denselben Einfluß und den maßlosen Ehrgeiz dieses Mannes besessen, so wäre die Linie seines Handelns klar vorgezeichnet gewesen: er hätte Tiberius dazu aufgereizt, den Neffen Caligula der Mutter und den Brüdern nachzusenden, um nach dem Tode des Greises der Reichsverweser für dessen unmündigen Enkel zu werden. Ohne Amt und Einfluß in der Regierung, ohne Hilfe einer politischen Partei oder Clique, auf nichts gestützt als auf seine Prätorianer, war dieser Plan zu gewagt. Andererseits: Tiberius war hoch in den Siebzigern, ob und wie krank er war, erfuhren auch die Vertrautesten nicht; es konnte jeden Tag mit ihm zu Ende gehen, und wenn der neue Herr den Kommandanten der Prätorianer als seinen Feind betrachtete, so geriet dieser in eine schlimme Lage, denn der Sohn des Germanicus war nicht nur im Heere überhaupt, sondern auch bei dem Gardekorps grenzenlos beliebt.

Es war verhältnismäßig leicht für Caligula, dieses Dilemma Macros zu erraten, aber außer-

ordentlich schwer, daraus Nutzen zu ziehen. Jede geheime Besprechung zwischen ihnen hätte, wenn sie entdeckt worden wäre, beide ins Verderben gestürzt und eine Verständigung durch Mittelsmänner war mindestens ebenso gefährlich. Caligula fand einen Ausweg: er begann, der Frau des Macro, Ennia Naevia, den Hof zu machen, und zwar auf die nachdrücklichste und erfolgreichste Art. Es war ein ungewöhnlich schlauer Schachzug, denn daß die Liebesbeziehungen zu der Frau ein Einverständnis mit dem Mann vermittelten und verdeckten, konnte niemand vermuten; auch war die Heimlichkeit der ganzen Sache erklärlich und harmlos, wenn es sich um eine Liebesintrige mit einer verheirateten Frau hinter dem Rücken des Ehemannes handelte. Caligula ging noch einen Schritt weiter und spielte der Frau eine große Leidenschaft vor, um sie glauben zu machen, daß sie — und mit ihrer Hilfe ihr Mann — ihn später ganz beherrschen würde. Vertrauen in bloße Worte war in Rom nicht Mode, aber nachdem Caligula einen feierlichen Eidschwur abgelegt hatte, daß er sie heiraten werde, und diesen Eidschwur auch noch durch Unterschrift und Siegel bestätigt hatte, hielt sich das Ehepaar für gesichert. Sie täuschten sich in dem jungen Mann, mit dem sie es

zu tun hatten, aber es war schwer, sich nicht in ihm zu täuschen.

Trotz aller Vorsichten war es für die drei eine gefährliche Lage, die nicht sehr lange dauern konnte. Endlich kam der Stein ins Rollen: Tiberius, der eben wieder einmal vor den Toren Roms umgekehrt und nun auf einem seiner Kreuz- und Querzüge durch Campanien begriffen war, konnte die Symptome seiner Schwäche — sei es durch Krankheit oder durch das hohe Alter verursacht — nicht mehr völlig geheim halten. Es gelang ihm zwar, mit Hilfe der zähen Selbstbeherrschung, die er sein ganzes Leben hindurch geübt hatte, diese Anzeichen immer wieder zu unterdrücken. Wohl wissend, was für ihn auf dem Spiele stand, suchte er durch besondere Kraftleistungen seine Umgebung über seinen Zustand zu täuschen, aber diese Anstrengungen beschleunigten nur den Kräfteverfall. Er wollte zurück auf seine Insel, aber zu erschöpft, um die Seefahrt zu wagen, mußte er an der Küste Halt machen. Auf Cap Misenum stand eine Villa, die sich der genußkundige Lucullus an dieser einzig schönen Stelle erbaut hatte; hier ließ er sich zu kurzer Rast nieder.

Zum Hofstaat des Tiberius gehörte damals ein berühmter griechischer Arzt namens Charikles,

den der Kaiser zwar nicht als Leibarzt gebrauchte — er war gegen Ärzte nicht minder mißtrauisch als gegen andere Menschen —, den er aber gelegentlich konsultierte. Dieser, der am nächsten Tage verreisen wollte, beurlaubte sich am Schluß des Mahles von seinem Herrn, faßte dessen Hand und küßte sie. Tiberius argwöhnte sofort, daß der Grieche diese Gelegenheit benutzt hatte, um ihm den Puls zu fühlen und sich von seiner Schwäche zu überzeugen. Wie gewöhnlich verbarg er seine Wut und schob die Rache auf, zunächst nur darauf bedacht, seine Unermüdlichkeit und Frische zu demonstrieren. Er forderte die Gäste auf, zu Ehren des Abreisenden noch länger beisammen zu bleiben, und setzte das Mahl noch eine Weile fort. Es heißt, daß Charikles trotzdem Gelegenheit hatte, genug zu beobachten, um Macro mitzuteilen, länger als zwei Tage könne das Leben des Kaisers nicht mehr dauern.

Zu welchen Schritten Caligula und Macro durch diese Freudenbotschaft getrieben wurden, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Nachrichten darüber widersprechen sich. Daß die Erkrankung des Tiberius durch ein von ihnen gegebenes Gift hervorgerufen worden sei, wurde vom Gerücht selbstverständlich wieder einmal behauptet, ist aber kaum anzunehmen. Hingegen scheint es,

daß die beiden dem Sterben sanft nachgeholfen haben, um zu verhindern, daß eine, wenn auch noch so kurze Erholung des Kaisers sie noch knapp vor dem Ziele ins Verderben stürze. Sie erreichten ihren Zweck, indem sie ihm die Nahrung wegen angeblicher Gesundheitsschädlichkeit verweigerten. Nach anderen soll er einfach allein gelassen worden sein und, als er dies bemerkte, seinen Ring vom Finger gezogen und nach kurzer Überlegung wieder angesteckt haben; darauf sei er eine Weile unbeweglich gelegen und habe dann die Diener gerufen. Als keine Antwort kam, sei er aus dem Bett gesprungen und in einer Schwächeanwandlung auf den Boden gefallen und dort gestorben.

Die sensationelle Version, die von Tacitus vertreten wird, lautet so: Tiberius verfiel in Bewußtlosigkeit, die Caligula und Macro für das Ende hielten. Alles drängte sich, um den neuen Herrn zu beglückwünschen und sich bei ihm beliebt zu machen. Da hieß es plötzlich, Tiberius sei aus seiner Ohnmacht erwacht und habe nach Speise gerufen. Die Gratulanten verkrümelten sich eiligst, keiner wollte es gewesen sein, und Caligula blieb, von allen verlassen und des äußersten gewärtig, zurück. Macro benutzte das durch den Scheintod und die Aussicht auf den baldigen, unver-

meidlichen Tod des Kaisers gelockerte Abhängigkeitsgefühl und befahl, Kissen und Decken über Tiberius zu häufen und ihn allein zu lassen. Wenn dies wahr ist, so hat es nie eine tragischere Ironie gegeben als die, daß der Mann, der sein Leben hindurch nur die Härte geliebt und geübt hatte, von weichen Dingen erstickt seinen Tod fand.

Wie dem immer sei, Tiberius war tot und dem Regierungsantritt seines Neffen stand nicht das kleinste Hindernis im Wege. Aus dem unbedeutenden Lebejüngling, dem Schatten des Tiberius, war mit einem Schlage ein Herrscher geworden, den die Völker umdrängten, um möglichst schnell unter sein Szepter kommen zu dürfen. Diesmal gab es keine Soldatenmeuterei, überall, bei den Legionen, bei der Flotte, in den Provinzen und am meisten in Rom selbst wurde die Nachricht vom Tode des Tiberius und dem Regierungsantritt des Caligula mit einem wahren Freudentaumel aufgenommen. Ein mürrischer, boshafter Greis war endlich ins Grab gestiegen und an seine Stelle trat ein Jüngling, den man sich nicht strahlend genug vorstellen konnte; war er doch der Sohn des vergötterten, allzu früh verstorbenen Germanicus und der edeln Dulderin Agrippina. Ein Kalauer, dessen lange Zurückhaltung gewiß schon schmerzhaft geworden war, konnte endlich

losgelassen werden und die römischen Kleinbürger riefen begeistert: „Tiberius in den Tiber!"

Von einer Ausführung dieses frommen Wunsches konnte keine Rede sein, denn während die Römer ihren Gefühlen Luft machten, folgte der neue Kaiser im Trauergewand dem Leichenzug, fest entschlossen, dem Oheim nun, da er freiwillig oder unfreiwillig ihm den Gefallen getan hatte zu sterben, jede Ehre zu erweisen. Er konnte freilich nicht hindern, daß sich das Trauergeleite in einen Triumphzug verwandelte, denn von allen Seiten strömten seine neuen Untertanen herbei, um ihm zu huldigen und ihn begeisterungsvoll zu begrüßen. Den ganzen Weg entlang waren Altäre errichtet worden, Schlachtopfer wurden überall dargebracht und verbrannt und der junge Kaiser mit Koseworten überschüttet. Sie nannten ihn ihren Stern, ihr Hühnchen, und mit dem für ihn passendsten Namen: Bubi.

Inzwischen beeilte sich in Rom der Senat, das Testament des Tiberius für ungültig zu erklären, wobei der fadenscheinigste Vorwand als gut genug galt, und den neuen Kaiser mit allen Ehren und Machtvollkommenheiten auf einmal zu überhäufen, die je einer seiner Vorgänger besessen hatte.

In Rom angekommen, ließ Caligula seinen

Oheim feierlich bestatten und hielt, wie es der Brauch wollte, als sein nächster Verwandter die Lobrede auf ihn vor versammeltem Volke. Die Rede war nicht nur schön, wie es bei einem so hervorragenden Redner nicht anders zu erwarten stand, sondern auch sehr rührend. Der Kaiser selbst vergoß dabei heiße Tränen, die keineswegs erheuchelt gewesen sein müssen.

SECHSTES KAPITEL

BUBI IST BRAV

Mit den Tränen der Leichenrede nahm Caligula Abschied von dem Manne, nach dessen Muster er jahrelang das eigene Ich gemodelt hatte, und fand sich nun allein — beängstigend allein in dem Begeisterungsrausch, der ihn umtobte. Um das Vorbild des Verstorbenen nun erst recht aufzunehmen und es das ganze Leben hindurch beizubehalten, wie es so viele folgsame Söhne getan haben, dazu war sein Empfinden dem Oheim gegenüber zu zwiespältig und vor allem: die Annahme seiner Persönlichkeit, die doch nur unter dem Zwang des ungeheuersten äußeren Druckes zustande gekommen war, saß nicht tief genug. Nun wollte er seine Freiheit genießen, das langweilige und häßliche Vorbild beiseite werfen und wieder er selbst sein. Nur leider — in ein abgeworfenes Ich läßt sich nicht wieder zurückschlüpfen wie in ein abgelegtes Kleid, und der umjubelte, von allen Völkern der Erde angebetete, über allen Menschen erhabene Herrscher

konnte sich doch nicht zum Abbild eines der unter ihm stehenden Menschen machen, die ihm überhaupt nur als unterscheidungslose Masse erschienen.

Zunächst fand sich ein Ausweg, den er sogleich instinktiv beschritt, so daß er in der ersten Zeit die neue Last, die ihm später unerträglich werden sollte, noch nicht empfand. Wie er eigentlich sei, sein müsse, wie nur er und kein anderer sein könne, das klang ihm vom Augenblick der ersten Huldigung von allen Seiten entgegen. Alle Stimmen, von nah und fern, wiederholten dasselbe, sie malten sein Bild als das des ersehnten, großen und gütigen Herrschers, mit dem ein goldenes Zeitalter aufstieg. Diese Erwartungen waren für ihn so süß und schmeichelhaft, daß nichts selbstverständlicher war, als sein wandelbares Ich nach ihnen umzuformen. Er wollte das Ideal sein, als das sich die Welt ihn vorstellte, und hielt sich in seinen Handlungen genau danach, wie sich der Musterknabe auf dem Kaiserthron zu benehmen hätte.

Schon das erste, was er tat, zeigte, wie vollkommen er sein altes Ich abgelegt und gebührenderweise vergessen und sich in das neue, von den Hoffnungen seiner Umwelt gezeichnete eingelebt hatte. Statt der Freude und dem Genuß

widmete er sich Gefühlen, die plötzlich die seinigen geworden waren, weil sie ihm jedermann zuschrieb, obgleich sie ihm bis dahin ganz fremd gewesen. Er eilte persönlich, ohne sich durch ein Unwetter abhalten zu lassen, an die öden und abgelegenen Stellen, wo seine Mutter und sein Bruder gestorben waren, verrichtete die Totenandacht und tat ihre Asche dann eigenhändig in die Urnen, um sie nach Rom zu bringen und dort aufs feierlichste zu bestatten. Darob wuchs der Begeisterungstaumel fast zum Wahnsinn, und als der nie völlig Gesunde in eine Krankheit verfiel, umlagerte eine Volksmenge die ganze Nacht hindurch den Palast. Besonders Hingerissene erklärten sich bereit, für seine Genesung ihr Leben im Gladiatoren-Kampfspiel wagen zu wollen, oder gelobten ganz einfach, ihr eigenes Leben für das seinige zu weihen und hinzugeben.

Auch der noch überlebende Teil der Familie — es waren wenige genug — wurde in musterhafter Weise bedacht. Ein Onkel, der jüngere Bruder des Germanicus, namens Claudius, war noch am Leben. Er hatte sich ganz den Wissenschaften gewidmet und galt als der Familientrottel. Tiberius hatte für den unpraktischen, von seinem Hausgesinde beherrschten Mann die ausgespro-

chenste Verachtung gehegt, so sehr, daß er ihm nie nach dem Leben getrachtet, dafür aber auch verhindert hatte, daß ihm auch nur das kleinste Ehrenamt, das sich für einen kaiserlichen Prinzen von selbst verstanden hätte, übertragen wurde. Selbst vom Senat hatte er ihn ausgeschlossen. Caligula ließ ihn zum Konsul ernennen und nahm ihn, was als besondere Auszeichnung galt, zum Kollegen bei der eigenen Amtsführung.

Der Großmutter Antonia, bei der er die letzten Jugendjahre verbracht hatte, ließ er zum Dank für ihren Schutz alle Ehren zuerkennen, die Livia als Gattin und später als Witwe des Augustus erwiesen worden waren, sogar auch den Titel Augusta. Die Schwestern wurden nicht vergessen: von jetzt an sollte der offiziellen Schwurformel: „mich und meine Kinder will ich nicht werter halten als den Gajus“ hinzugefügt werden: „und seine Schwestern“ und die Einleitungsformeln der Staatsberichte der Konsuln sollten lauten: „Was dem Gajus Cäsar und seinen Schwestern zu Glück und Wohlergehen gereichen möge.“

Selbst seinem gefährlichsten Rivalen, dem Enkel des Tiberius, der durch Senatsbeschluß enterbt worden war, gewährte er die Anlegung des Bürgerkleides, die der alte Kaiser ihm selbst so lange vorenthalten hatte, und machte ihm da-

durch den Weg zu den Staatsämtern und zur politischen Betätigung frei. Überdies verlieh er ihm den Titel eines „Fürsten der Jugend", der von kaiserlichen Prinzen, die besonders ausgezeichnet werden sollten, geführt wurde.

Ganz besonders als Musterknabe handelte der junge Kaiser dort, wo er sich dadurch in Gegensatz zu seinem Vorgänger setzen konnte. So wollte er niemanden anhören, der in ihm einen Argwohn zu wecken suchte, weil er, wie er sagte, „nichts getan habe, wodurch er irgend jemandes Haß verdient haben könnte. Für Spitzel habe er keine Ohren". Die Geheim-Akten, Meldungen und Berichte, die auf die Verfolgung seiner Mutter und seiner Brüder Bezug hatten, ließ er öffentlich verbrennen, nachdem er vorher feierlich bezeugt hatte, daß sie von ihm nicht eingesehen worden seien. Niemand sollte sich dadurch beschwert fühlen, was er in der Vergangenheit, unter dem Druck des fürchterlichen Greises der Familie des nun regierenden Herren angetan hatte.

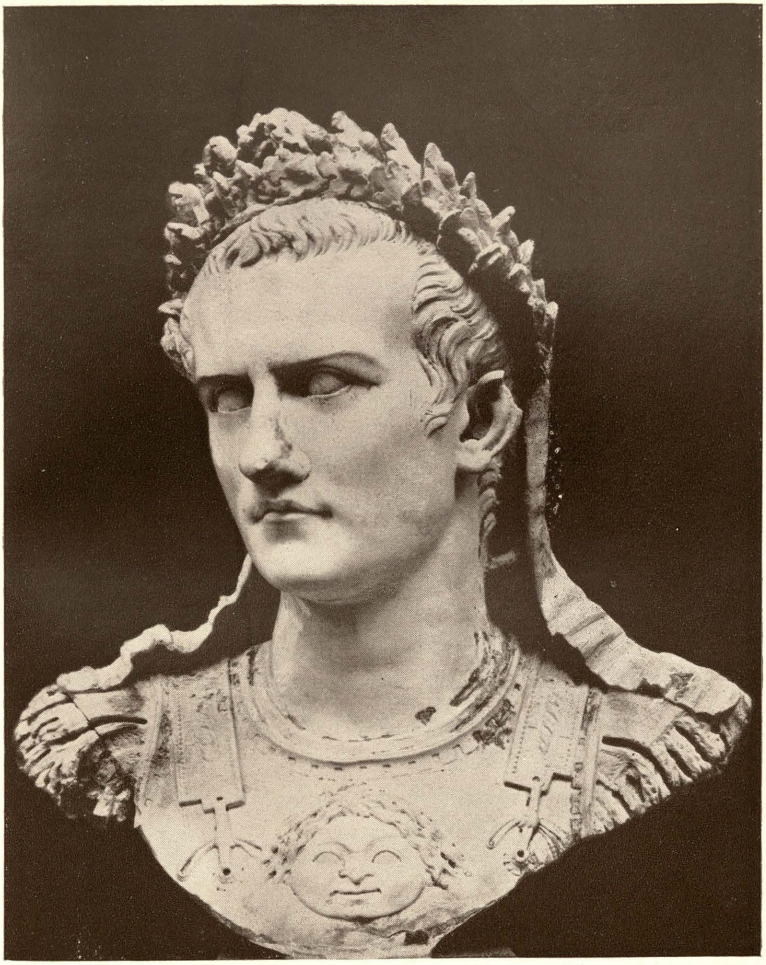
Auch in der Staatsverwaltung veranlaßte er einiges Musterhafte und tat Aussprüche, die aus den Schulbüchern entnommen oder für die Aufnahme in künftige berechnet sein konnten, wenn er z. B. im Stile des alten Fritz konfisziert gewesene Schriften freigab mit der Begründung, „es sei

sein höchstes Interesse, daß die Nachwelt alle Tatsachen erfahre". Die schwierige Aufgabe der Reinigung der Liste der „Ritter", d. h. jener Höchst-Steuerzahler, die zur Bildung der Richterkollegien und anderen wichtigen Ämtern herangezogen wurden, löste er mit Verständnis und Takt. Selbst ein Versuch, dem Volk wieder das Wahlrecht zu geben, wurde gemacht, aber bald eingestellt. Trotz der Ungültigkeitserklärung des Testamentes des Tiberius ließ er die Legate, die darin ausgesetzt waren, auszahlen und ebenso die von der Urgroßmutter Livia dem römischen Volke vermachten, die der sparsame Tiberius unterdrückt hatte, und brachte so große Summen in Umlauf. Steuernachlässe, Rückgabe von konfisziertem Eigentum, Verzicht auf Eingriffe in die Rechtsprechung — kurzum alles, was das Herz von dem wohlbekannten Musterbild eines Fürsten begehren kann, war da und der Jubel des Volkes, das in dem Kaiser die Verkörperung seiner Wünsche wiedererkannte, wuchs ins Grenzenlose.

Es gibt eine merkwürdige Sorte von Musterknaben: In Gegenwart tugendhafter Erwachsener, der Eltern, Lehrer und Erzieher sind sie brav und sittsam, gefügig und voll guten Willens. Mit ihren Altersgenossen allein gelassen oder gar in schlechte Gesellschaft geraten, die sie schnell

zu finden wissen, sind sie mit derselben ruhigen Selbstverständlichkeit der Ausbund der Roheit und Gemeinheit. Die abscheulichsten Tierquälereien, schwere Verbrechen bis zum bedenkenlosen Mord um einer Kleinigkeit willen werden von diesen stillen, gehorsamen Kindern mit der sanften Stimme und dem freundlichen Augenaufschlag kaltblütig begangen. Reue, Scham, Gewissensbisse gibt es nicht. Sucht man ihnen das Verabscheuenswürdige ihres Verhaltens vorzustellen, so gehen sie mit gewohnter Gefügigkeit darauf ein, arbeiten daran mit wie brave Schüler an einer Aufgabe, um das alles in der ersten Minute des Alleingelassenseins restlos von sich abzuschütteln.

Diese rätselhaften Scheusale, für die der wenig Aufklärung bringende Begriff des „moralischen Schwachsinns" geprägt wurde, sind keineswegs der Ausbund von Heuchelei, der sie zu sein scheinen. Sie spielen die Bravheit nicht — oder nicht ganz —, wenn sie in Gesellschaft derer sind, die sie brav machen wollen. In ihrer seelischen Entwicklung ist ein Stück ausgeblieben — sie haben kein eigentliches Ich ausbilden, keine Persönlichkeit aufbauen können. So sind sie stets bereit, auf die Absichten der Autoritäts-Personen einzugehen, solange jene da sind. Sie übernehmen



CALIGULA

Büste aus der Ny Carlsberg Glyptothek, Kopenhagen

deren Ich — wie Caligula das Ich des Tiberius übernahm — aber meist in noch oberflächlicherer Weise, nur solange die unmittelbare Einwirkung dauert. Dieses angenommene Ich ist nur ganz dünn aufgetragen, es vermag nur die glatte Oberfläche zu bilden, während das stille Wasser in seiner Tiefe durch unsichtbare Strömungen bewegt wird. Das von der Leidenschaft des Augenblickes geweckte Begehren wirkt mit unwiderstehlicher Triebhaftigkeit. Ein Ich, das bestimmte Triebansprüche als böse und verwerflich, d. h. als für seine eigentlichen Absichten gefährlich verurteilen kann und sich ihnen mit Aufbietung aller seiner Kräfte hemmend in den Weg stellt, ist nicht vorhanden; so bekommen die flüchtigsten Wünsche für den Augenblick eine Allgewalt, wie sie bei anderen Menschen nur die großen Leidenschaften haben. Der Vergleich mit einem blutdürstigen Raubtier ist ebenso irrig wie der Eindruck, daß sich hier das absolut Böse verkörpere: sie haben nur nicht einmal die ersten Anfangsgründe dessen, was Güte oder Mitleid heißt, erlernen können, weil an ihnen alles, mit Ausnahme ihrer Triebe, auswechselbare Maske ist. Ein Musterknabe dieser Sorte war auch der, den die Römer zärtlich ihr „Bubi“ genannt hatten.

SIEBENTES KAPITEL

RELIQUA UT DE MONSTRO

Ein Huhn kann man mit einem Kreidestrich faszinieren, so daß es ihn nicht zu überschreiten wagt, aber eine Katze läßt sich nicht mit dem Schatten eines Stricks anbinden, wenn die Mäuse um sie herumtanzen. In der Seele des jungen Kaisers gab es vielerlei Katzenhaftes, das sich um das neue Tugendideal ebensowenig kümmerte, wie es vor der Gestalt des Tiberius, des früheren Vorbildes, haltgemacht hatte.

„Vergiß nicht, daß mir alles und gegen alle erlaubt ist", schnauzte der junge Mann seine Großmutter Antonia an, als die vor kurzem mit Ehrungen Überhäufte sich einige großmütterliche Winke und Warnungen erlaubt hatte. Er begann die volle Wirklichkeit seiner Allmacht zu fühlen, lernte an ihre Unumstößlichkeit glauben: sie hinderte ihn, in der Menge unterzutauchen, wo er sich wohler gefühlt hätte, weil dort einer den anderen stützt und jeder jedem als Maß gilt; für diesen Entgang sollte sie ihn bezahlen, indem

sie ihm bewies, daß es außer ihm selbst nichts Festes und Unerschütterliches mehr gab, keine Schranke, keinen Zaun, keine Mauer — keine Sperre, aber auch keine Grenze für seinen Willen.

Vielleicht hätte eine strenge Hof-Etikette ihm den Halt geben können, dessen er bedurfte. Sie hätte ihm zu jeder Stunde das Bild seines Selbst als eines göttlichen, bedingungslos angebeteten Wesens gezeigt, so daß er vielleicht bereit gewesen wäre, sich in jene endlosen Zeremonien und Formalitäten zu fügen, die soviel Aufwand an Zeit und Aufmerksamkeit kosten, daß sie aus dem Vergötterten eine unschädliche Puppe machen. Aber ein richtiges Hofzeremoniell war am Palatin damals noch unbekannt. Das Kaisertum bestand erst zu kurze Zeit und sein Begründer, Augustus, der die Fiktion vom Fortbestand der Republik mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten suchte, hatte sich entschieden gegen alles gewehrt, was an die Zustände an orientalischen Fürstenhöfen — ein anderes Vorbild kam nicht in Betracht — erinnern konnte. Das steife Wesen des Tiberius hätte sich mit einer höfischen Etikette leicht befreundet, aber er war zu konservativ, um neue und unrömische Gebräuche einzuführen. So ergab sich ein merkwürdiger Zustand: Der Kaiser führte offiziell den Titel „der

Göttliche“ und er, oder genauer gesagt, seine „Wesenheit“ wurde, wenn er es gestattete, als Gottheit angebetet. Tempel, Opferdienst und Priester-Organisationen waren für ihn ebenso da, wie für die alten Staatsgötter Roms. Dabei war die Lebensweise dieses Vergotteten nicht viel anders, wie die irgendeines vornehmen Römers. Er tronte nicht als Idol hinter Schleiern, die sich nur in feierlichen Ausnahmsmomenten lüfteten, sondern tat, was römisches Zweckdenken zur Führung der Staatsgeschäfte für richtig hielt, sprach öffentlich Recht, präsidierte bei den Spielen, nahm an den allgemeinen Festen und an privater Geselligkeit teil. Auch darüber, wieviel Zeit der Herrscher den Geschäften zu widmen habe, war durch keinen Brauch entschieden. Die meisten wurden — wie bei der später zu schildernden Audienz der jüdischen Gesandtschaft — mündlich erledigt. Ein „Beruf“ im heutigen Sinne, der in der Erledigung von Akten besteht, war das Regieren damals noch nicht. Natürlich blieb dem Kaiser überall die erste Stelle vorbehalten und die Auszeichnung durch gewisse Ehrenvorrechte, aber von jener Kluft, die den „Gesalbten“ von gewöhnlichen Sterblichen trennt, war nichts vorhanden. Die Freunde, die dem Kaiser allmorgend-

lich ihre Ergebenheits-Visite abstatteten, wurden, wie es der allgemeinen Sitte entsprach, mit einem Kuß begrüßt. Die Dienerschaft, die sowohl Haus- wie Staats-Geschäfte zu versorgen hatte — die beiden waren noch nicht geschieden und gingen durch dieselben Hände — war weit entfernt von dem streng geregelten Nichtstun, das das Wesen eines Hofstaats ausmacht. Zu Ehrfurchts- und Ergebenheitsbeweisen waren sie alle — die Angehörigen, wie die freigelassenen und unfreien Diener — dem Hausvorstand gegenüber verpflichtet; das gehörte zu den Formen des Patriarchats, die in adeligen Familien durch lange Tradition behütet wurden. Die übertriebene Unterwürfigkeit einzelner, die sich die kaiserliche Gunst erwedeln oder erschleichen wollten, hatte noch nicht die festen Formen der Etikette angenommen.

Ein Zeremoniell, das sich wie eine schützende Dornenhecke zwischen die Böswilligkeit des Herrn und die Schutzlosigkeit des Dienenden stellt und mit Hilfe des Gepränges der Allmacht ihre Tatsächlichkeit beseitigt, gab es für Caligula nicht. Es war kein Ersatz, daß anstatt dessen ein Zeremonien-Meister auftauchte: Macro, der Prätorianer-Kommandant und ehemalige Mitverschworene bildete sich ein, daß seine geleisteten

Dienste und das durch Eid und Unterschrift bekräftigte Versprechen des Kaisers ihm das Recht dazu gegeben hätten, den weisen Mentor des jungen Fürsten zu spielen. Obgleich gerade er es besser wissen konnte, teilte er die allgemeine Ahnungslosigkeit und glaubte, einen Musterknaben vor sich zu haben, der nach weiterer Erziehung dürstete. So verwies er seinem jungen Freunde väterlich das aufgeregte Wesen und die ständige Unruhe, sowie die unleidliche Gewohnheit des Mitsingens und Dreinredens bei Konzerten und Rezitationen. Caligula hatte sich lange genug ducken müssen und fand jetzt, wo er endlich frei war, an solchen Zurechtweisungen wenig Geschmack; auch war er Römer genug, um die Dummheit eines Menschen, der sich von ihm prellen ließ, übelzunehmen. „Machen wir ein ernstes Gesicht", sagte er einmal zu seiner Umgebung, als er Macro kommen sah, „denn der Schulmeister ist da, der nicht merkt, daß sein Schüler dem Stock entwachsen ist." Die Beseitigung des Lästigen war beschlossene Sache; da der Kommandant der Prätorianer eine nicht ungefährliche Person war, wurde sie mit der Vorsicht und hinterlistigen Schlauheit ins Werk gesetzt, die aus der Schule des Tiberius stammten. Macro wurde zum Statthalter von Ägypten er-

nannt und so von seinen Prätorianern entfernt, ohne Verdacht zu schöpfen, denn Ägypten war die wichtigste Provinz, deren Verwalter es in seiner Macht hatte, Rom auszuhungern. In der Hafenstadt, in der sich Macro einschiffen wollte, wurde der ehemalige Helfer und Bundesgenosse des Kaisers auf dessen Befehl umgebracht. Sein Weib Ennia mit ihm.

Noch ein anderes Überbleibsel aus der Zeit des Tiberius wurde rasch beiseite geschafft, Tiberius Gemellus, der von seinem Großvater zum Miterben eingesetzte, vom Senat enterbte Enkel des alten Kaisers. Der Abstämmling des allgemein Verhaßten war für den Sohn des Germanicus kein gefährlicher Rivale, aber Caligula mochte ahnen, daß er seinen Onkel in kurzer Zeit an Unbeliebtheit übertreffen werde. Jedenfalls machte er mit dem von ihm zum „Fürsten der Jugend" ernannten wenig Federlesens. Er gab vor, daran Anstoß zu nehmen, daß jener ein Gegengift nahm, ehe er von den Speisen an der kaiserlichen Tafel genoß (es soll aber ein harmloses Hustenmittel gewesen sein). „Gegengift gegen den Kaiser gibt's nicht", sagte er und sandte dem Vetter eine Schar Prätorianer, mit dem Auftrag, ihn zu töten.

So lernte der junge Kaiser, wie einfach und

bequem — für den Augenblick — jedes Problem sich lösen läßt, wenn man mit Menschenleben nicht sparsam umgeht. Aber auch über diese Erkenntnis ging er schnell hinaus: von Macro und Tiberius Gemellus abgesehen, deren Beseitigung noch einigermaßen mit der Staats-Räson zusammenhängt, gibt es auf seinem Weg nichts als ein wüstes Gemetzel, ein schauerliches Durcheinander von Leichen, die ohne Plan und vorbedachte Absicht herumgestreut werden, von Bluttaten, bei denen von Sinn und Zweck überhaupt keine Rede ist. Eine Zeitlang, als der durch maßlose Verschwendung in Geldnöte Geratene sich seine Opfer vorzugsweise unter den Wohlhabenden aussuchte, konnte vorübergehend der Schein einer Motivierung entstehen — aber nur ein Schein, der in der vollkommenen Zweckfreiheit dieses unersättlichen Vernichtungsdranges bald wieder verblaßte.

Bei den meisten Herrschern, die in der Geschichte als blutgierig verschrieen sind, war der Grund, oder zumindesten der Anlaß, der ihre Anlage zur Grausamkeit zur Entfaltung brachte, ihr Argwohn. Von Tiberius bis Macbeth ist es immer wieder dieselbe Geschichte: sie schaffen zunächst die Gegner beiseite, die sie für gefährlich halten; vom Gefühl des Hasses und des

Widerwillens, die ihre Taten erregt haben, angetrieben, sehen sie neue Feinde und geraten immer tiefer in die Gewohnheit des Blutvergießens, bis sie schließlich blind und wahllos um sich schlagen. Caligula gehört keineswegs zu diesem geläufigen Typus. Bei der Auswahl seiner Opfer — soweit sich von Auswahl sprechen läßt — spielt der Argwohn kaum eine Rolle. Gelegentlich wurde er als Ausrede verwendet, so bei Marcus Junius Silanus, dem Vater der bald nach der Eheschließung verstorbenen Frau Caligulas, der dem Kaiser wohl als ehemaliger Schwiegervater lästig war. Als dieser aus Abneigung gegen die Seekrankheit die Einladung auf die Yacht des Kaisers ablehnte, wurde er verdächtigt, daß er eine Schiffskatastrophe erhoffe, um dann selbst den Thron zu besteigen, und daraufhin zum Selbstmord gezwungen. Aber das war bloßer Vorwand und Spiegelfechterei, die der Kaiser nur als amüsanten Schnörkel anbrachte; dort, wo es sich allen Ernstes um Verschwörungen gegen sein Leben handelte, war Caligula — wenigstens im Vergleich zu der Achtlosigkeit, mit der er sonst über das Leben von Menschen, die ihm nichts getan hatten, hinwegschritt — beinahe milde zu nennen und ließ es mehr als einmal bei Auspeitschungen und Verbannungen bewenden.

Auch Sueton, Caligula's bester Biograph, steht dem Unbegreiflichen einsichtslos gegenüber. Nach Aufzählung der vernünftigen Regierungsakte fährt er fort: „Bis hierher war gleichsam vom Fürsten zu berichten — reliqua ut de monstro: das übrige wie von einem Ungeheuer." Spätere Historiker haben das Wort „Ungeheuer" durch ein anderes ersetzt und von „Cäsaren-Wahn" gesprochen, ohne dadurch das Geschehene verständlicher zu machen, denn „wahnsinnig" im wörtlichen Sinne war Caligula bestimmt nicht. Er war und blieb imstande, die Wirklichkeit von seinen Halluzinationen zu unterscheiden und Ursache und Wirkung miteinander zu verbinden. Der Knoten der Kausalität hatte sich in seinem zerrütteten Geiste gelockert, aber nicht gelöst. Seine Umgebung, gelegentlich auch er selbst, empfand sein Tun als krankhaft und abnorm, besonders sein fortwährendes Überspringen von einem Gegensatz in den andern, aber nicht als wahnsinnig, nicht einmal in der letzten Zeit, wo er diesem Zustand immerhin am nächsten kam. Die Schilderung einer langen Audienz bei ihm, wenige Monate vor seinem Ende ist erhalten geblieben. Sie stammt aus einer nicht im mindesten wohlwollenden Feder und läßt die Überreiztheit und ans Sinnlose grenzende Sprunghaftigkeit

seines Geistes erkennen — aber keine Spur von Wahnsinn.

Das schwache und biegsame Ich, das nichts mehr über sich sah, woran es sich klammern und festhalten, nach dessen stummen Weisungen es sich richten konnte, wollte wenigstens von außen her gestützt und aufgerichtet werden. Seine Allmacht sollte ihm die Möglichkeit geben, sich jederzeit zu versichern, daß er das Ideal, das er gerade verkörpern wollte — welches, war gleichgültig, am besten jeden Tag, ja jede Stunde ein anderes — auch wirklich war. Dazu bedurfte es grenzenloser Schmeichelei, von der er ungeheuere Massen verlangte und erhielt, aber alles Lobhudeln und Wettlügen reichte nicht aus, wenn die Wirklichkeit deutlich anders sprach: Wenn jemand da war, der ihn in irgendeiner Beziehung übertraf, der schöner, stärker, beliebter, redegewaltiger war — der mußte weg. Nur wenn er dorthin verschwunden war, von wo es keine Wiederkehr gibt, fühlte sich das Ich des Kaisers wieder eine Weile sicher und imstande, seine Einsamkeit zu ertragen. Die Beispiele — ein paar aus der Fülle gleichartiger Greuel ausgesuchte genügen — zeigen alle dasselbe: etwas, das wie eine auf die höchste Spitze gesteigerte, vor nichts zurückscheuende Eitelkeit wirkt, in Wirklichkeit

jedoch nichts ist, als ein fortwährender Versuch zur Selbstberuhigung bei einem Menschen, der sich schwach und seinen Trieben ausgeliefert fühlt und gezwungen wird, sich selbst sein eigenes Ideal vorzuspielen. Aber vielleicht ist jede Eitelkeit im Grunde auf Ähnlichem aufgebaut.

Einen Mann, der wegen seiner Schönheit und Körperkraft von allen bewundert wurde, zwang er zweimal in der Arena zu kämpfen und, als er trotz der ungleichen Bewaffnung beidemale Sieger blieb, ließ er ihn erst verstümmeln und so herumführen, um ihn besonders den Frauen zu zeigen, dann abschlachten. — Einer der unter Roms Oberhoheit stehenden Fürsten, Ptolemäus, war ein entfernter Vetter des Kaisers von einer Seite her, die dieser ganz besonders hoch schätzte, nämlich durch die gemeinsame Abstammung von Marc Anton. Er wurde deshalb an den Hof geladen und aufs freundlichste aufgenommen. Als er aber bei den Spielen durch die Farbenpracht seiner Kleidung die Augen des Publikums auf sich zog, war das gleichbedeutend mit einem Todesurteil.

Bei einem Gastmahl, bei dem sich Fürsten und Könige um den Vorrang ihrer Titel stritten, wollte er auf der Stelle den — in Rom noch immer verhaßten — Königs-Titel annehmen und ließ

sich nur dadurch davon abbringen, daß man ihm vorstellte, sein Rang übersteige jeden Titel, da er über alles Menschenschicksal hinausrage. Wie in diesem Falle wollte er überhaupt — ganz nach Kinderart — alles haben, was ein anderer besaß, das Schöne und Köstliche vor allem, aber auch noch das Häßliche und Böse; keiner war so hoch oder so niedrig, daß nicht Raum für seinen Neid gewesen wäre. Er wollte Roms höchsten Schutzgott, den kapitolinischen Jupiter übertreffen und stellte einmal seinen Liebling, den Schauspieler Apelles ganz unvermutet vor die Frage, wen er für den größeren halte. Als dieser, von der Gotteslästerung geschreckt, zögerte, ließ er ihn geißeln, lobte ihn dann allerdings, weil seine Stimme noch im Stöhnen ihre Süßigkeit nicht verliere. Aber auch dem Ärmsten der Armen, dem Priesterkönig von Nemi, den jedermann erschlagen durfte, der Lust hatte, sein Nachfolger zu werden und nun seinerseits jedem Angreifer ausgeliefert zu sein („the priest who slay the slayer — and will himself be slain") mißgönnte er sein Geschick, das jener — so jammervoll es war — als sein eigenes vor ihm voraushatte, und hetzte einen Mörder auf ihn.

Die Auszeichnungen und Reliquien der großen Familien wurden selbstverständlich eingezogen,

aber sein Neid griff sogar nach den Vorzügen der großen Toten. So ließ er die Statuen berühmter Männer auf dem Marsfelde umwerfen und bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln, verbot auch die Aufrichtung neuer Denkmäler ohne seine ausdrückliche Zustimmung. Es hieß, daß er die Absicht habe, sämtliche vorhandenen Niederschriften der homerischen Gedichte zu vernichten, um den am meisten bewunderten Geist der Vorwelt aus dem Gedächtnis der Menschen auszumerzen (wobei er sich auf Plato berief, der sich das Recht genommen habe, den Dichter aus seinem Idealstaat auszuschließen). Dasselbe Schicksal sollte den Werken und Standbildern des Vergil und des Livius zuteil werden.

Neben der Auslöschung aller jener, in denen er auch nur einen Augenblick lang einen erfolgreichen Rivalen witterte, ging eine andere Reihe von Schutzmaßregeln einher, die dazu dienen sollten, Eigenschaften, die er an sich selbst als minderwertig empfand, vom Vorhandensein auszuschließen, ihre Existenz nicht zuzulassen. Nicht einmal ein schlechter Wurf im Würfelspiel durfte gelten, er wurde abgeleugnet oder fortgeschwindelt. Streng verboten war es, das Wort „Ziege" vor den Ohren des Kaisers auszusprechen, weil er an die starke Behaartheit seines Körpers nicht

erinnert sein wollte. Da er bereits in der Mitte der zwanziger Jahre dünnes Haupthaar und auf dem Scheitel eine Glatze hatte, durfte niemand von oben her auf ihn herabsehen. Hingegen liebte er es, denen, die schönes Haar hatten, den Schädel rasieren zu lassen. Bei diesen Vorsichten, die das Körper-Ich betreffen und darum einfacher und unmittelbarer sind, wird es ganz deutlich, daß sich hinter dem Anschein der alles Menschenmögliche in den Schatten stellenden Anmaßung eine aufs äußerste gesteigerte Verletzlichkeit verbirgt.

Andere Untaten gegen Fremde und Unbekannte, gegen eine namenlose Menge scheinen jeder Erklärung zu spotten. Sie wirken, wie wenn ein Spaziergänger im Vorübergehen gedankenlos in einem Ameisenhaufen stochert oder einen Käfer zertritt. Für diese Taten charakteristisch ist die Geschichte vom Brückenschlag bei Bajä, die wie ein Märchen beginnt und mit einer üblen Rüpelei endet.

Der junge Kaiser liebte das Außerordentliche und Ungewöhnliche; alles, was von den gewohnten Wegen gewöhnlicher Menschen ferne abzuliegen schien, zog ihn an. Auch in dieser Originalitätssucht ist das Bedürfnis, sein Ich bestätigt zu sehen, unverkennbar. Dämme und Wege,

Lager und Städte zu bauen, wo die Natur ein solches Unternehmen unmöglich zu machen schien, war seine Lust. Es heißt — wenigstens der Hofklatsch stellte es so dar —, daß eine Prophezeiung aus den Tagen des Tiberius ihn auf eine neue Idee dieser Art brachte. Der Astrologe Thrasyllus soll dem alten Kaiser versichert haben, sein Neffe Gajus werde ebensowenig zur Herrschaft gelangen, wie er über den Meerbusen von Bajä zu Pferde hinreiten werde. Da die eine Hälfte der Wahrsagung sich als falsch erwiesen hatte, warum sollte er nicht auch die andere zu Schanden bringen und damit beiden Stücken eine neue, der ursprünglichen Meinung entgegengesetzte Wahrheit zu seinen Gunsten geben? So beschloß er, den Meerbusen von Bajä (ganz in der Nähe der Villa, wo sein Onkel Tiberius mit seiner Nachhilfe die Augen für immer geschlossen hatte) zu überbrücken. Von allen Seiten wurden Schiffe herbeigeschleppt und in einer Doppelreihe vor Anker gelegt; darüber wurde Erde geworfen und so eine Imitation der appischen Straße hergestellt, dreitausendundsechshundert Doppelschritte lang. Auf dieser Brücke überschritt der Kaiser das Meer an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, am ersten Tage allein, auf geschmücktem Pferde, mit Schild und Schwert, im goldenen

Gewande, die Eichenkrone auf dem Haupt; am zweiten Tag als Wagenlenker zweier herrlicher Pferde, mit einem Partherknaben namens Darius vor sich (dies sollte eine Anspielung auf Alexander den Großen sein, dessen angeblich wiederaufgefundenen Harnisch er später mit Vorliebe trug), gefolgt von den Prätorianern und einer Anzahl Befreundeter und Zugehöriger in leichten Wagen. Es war ein bloßes Schaustück, ein Freiluft-Revuebild, das aber vielleicht gerade, weil es sich selbst Zweck war und keinen weiteren Sinn erfüllte, als die Felsen der Küste und das stahlschwarze Meer mit einem Zug von Fabelwesen zu beleben, die Anziehungskraft des Unwirklich-Traumhaften ganz auszuschöpfen vermochte. Eine große Menge Zuschauer war herbeigeströmt und nach vollendetem Märchenspiel lud sie der Kaiser leutselig auf die Brücke. Dort ließ er die nächsten besten haufenweise ins Meer werfen und noch von den Schiffen, an die sich viele anklammerten, herunterschütteln. Was ihn zu diesem Massenmord, der sicherlich nicht von Anfang an geplant war, so plötzlich veranlaßte: Menschenhaß, Grausamkeit, Sadismus, Wahnsinn? Nichts von alledem: es machte ihm Spaß, die Ertrinkenden zappeln zu sehen.

Jedes Kind, auch das gutartigste, geht durch

ein Entwicklungsstadium hindurch, wo es den Papa — oder je nachdem auch die Mama, am besten beide — verhauen will, wo es mit seinem Säbel herumläuft, um jeden „totzumachen", der bereit ist, auf das Spiel einzugehen, wo es seinen Puppen den Bauch aufschlitzt und den Fliegen die Flügel ausreißt, um sie krabbeln zu sehen. Ein solches Kind, in dem sich der Vernichtungswille, der menschliches Erbteil ist, mit der Lust am Spiel vermischt und gegenseitig durchdringt, so daß das Böseste und das Harmloseste zu einer untrennbaren Einheit werden — ein solches Kind war Caligula geblieben. Wann hätte er den Schritt zum Mitleiden mit dem Leid der anderen tun sollen, er, der seit dem Tod des Vaters stets darauf bedacht sein mußte, sich selbst zu beschützen: erst vor der ewig aufgeregten Mutter, dann vor Sejan und schließlich vor dem unheimlichen Onkel. Er hatte sein Ich so oft drehen und verdrehen und nach dem immer wechselnden Winde hängen müssen, daß ihm das Interesse an den andern über diese Beschäftigung ganz abhanden gekommen war. Sie waren Vorbilder oder Hintergründe, Lieferer von Genuß und Ärger — aber nicht Wesen seinesgleichen, besonders jetzt, wo sie so meilenfern unter ihm herumwimmelten. Gleichgültig und unsympathisch waren

sie ihm alle, einer wie der andere; als er einmal infolge einer Namenverwechslung den Unrichtigen bestraft hatte, sagte er ungerührt: „Der hat es ebensogut verdient." Mitempfinden wäre für ihn gefährlicher gewesen als für jeden anderen — er wurde ja sogleich der, mit dem er empfand, verwandelte sich in ihn, siedelte über aus der eigenen Öde in sein Haus. Stand es dann noch dafür, Kaiser zu sein? Lieber allein bleiben und die anderen nicht wirklich werden lassen.

Dieses Festhalten an der kindlichen Mischung von Spiel und Grausamkeit gibt sich in zahllosen Zügen zu erkennen: Als das Fleisch zur Fütterung der für die Spiele herbeigeschafften wilden Tiere knapp wurde, ließ er ihnen Verbrecher zum Fraß vorwerfen. Das wäre nach römischer Auffassung noch nicht so schlimm gewesen, aber Caligula ging dabei mit betonter Leichtfertigkeit zu Werke. Statt sich um die Schuld der dem fürchterlichsten Tod Überlieferten zu kümmern, rief er unter dem Torbogen stehend den Wächtern zu, sie sollten „die von dem einen Glatzkopf da bis zu dem anderen Glatzkopf dort" in die Käfige schmeißen. Ein anderes Mal verurteilte er vierzig Angeklagte, die der verschiedensten Verbrechen beschuldigt waren, durch einen Spruch zum Tode und rühmte sich seiner

Frau gegenüber: „wieviel er geschafft habe, während sie ihr Mittagsschläfchen hielt". Man merkt, wie die Betonung der Schnelligkeit ihm Spaß macht, weil sie den Eindruck des Spielerischen verstärkt — sehr im Gegensatz zu Tiberius, der auch im Morden langsam und gründlich war. Übrigens gab es auch für Caligula Situationen, in denen er das Spiel lieber genießerisch verlängerte, statt es abzukürzen. Für seinen Henker hatte er den zur stehenden Redensart gewordenen Befehl: „Schlag so zu, daß er sich sterben fühlt!" Im allgemeinen aber überwog der Spaß und der Impuls des Augenblicks. Als sein Gegner beim Trainingsfechten mit Stäben sich freiwillig niederwerfen läßt, zieht er — einfach weil er gerade so schön im Zug ist — seinen Dolch und durchbohrt den wehrlos Daliegenden, worauf er mit der Siegespalme frohgemut abgeht. Bei einem Festmahl lacht er plötzlich ohne ersichtlichen Grund laut heraus und antwortet auf die höfliche Frage der beiden Konsuln, seiner Tischnachbarn, was ihn denn so amüsiere: „Gar nichts. Es ist mir nur eingefallen, daß ich euch beide auf einen einzigen Wink hin umbringen lassen kann." Auch in seinen zärtlichen Stimmungen unterhielt er sich mit ähnlichen Einfällen; wenn er seine Frau oder Mätresse auf den Hals küßte, sagte er gerne

dabei: „So ein schönes Hälschen wird abgeschnitten, wenn ich es wünsche.“ Ähnlich wie bei der Wasserzappelei fand er seinen Spaß darin, ein paar tausend Leute vor Hitze verschmachten zu sehen. Er ließ zu diesem Zwecke im Zirkus die Sonnensegel wegnehmen und die Ausgänge sperren. Damit an der Unfreiwilligkeit der Zuschauer und an der Unerfreulichkeit ihrer Lage kein Zweifel möglich sei, bot er ihnen dazu statt der richtigen Kampfspiele halb verendete Raubtiere und altersschwache Gladiatoren.

Bei Zornausbrüchen verfuhr er nicht anders mit den Menschen, als dort, wo er sich bloß über sie belustigen wollte. Daß er die Leute, die schon in der Nacht die Gratisplätze des Zirkus besetzten und ihn durch ihre laute Unterhaltung störten, mit Knütteln wegjagen ließ, kann nicht weiter überraschen. Schlimmer war es schon, wenn man bei den Spielen gegen ihn Partei nahm. Besonders wer bei einer Vorstellung, die sein Liebling, der mimische Ausdruckskünstler und Tänzer Mnester gab, nicht hinreichend begeistert war, konnte froh sein, wenn er mit Geißelhieben wegkam. Als das Volk bei den Spielen in einer Weise Stellung nahm, die seinen Wünschen direkt widersprach, soll er den Ausspruch getan haben, der meist seinem Neffen zugeschrieben wird: „Oh, daß

das ganze Römervolk doch nur einen Nacken hätte!“

Statt Menschen in Menge verschmachten oder ertrinken zu sehen, konnte er sie auch in Massen beglücken — vorausgesetzt, daß dabei ein ebenso amüsantes Schauspiel entstand. Das Wesentliche war eben das Spiel und nicht die Puppen — es gab ja immer neue. Ein paar Tage hintereinander stand er auf dem Dache der von Cäsar erbauten Gerichtshalle und warf Geldstücke auf den Markt, um sich an dem possierlichen Gewimmel der haschenden und sich balgenden Figuren zu ergötzen.

Der düstere Tyrann wird hie und da unversehens umgänglich und jovial, wenn er einer Kindlichkeit und Naivität begegnet, die sein eigenes kindhaftes Wesen erweckt und freilegt. Bei einem öffentlichen Mahl sieht er einen der Teilnehmer lustig und ungezwungen mit den Gebärden eines gesegneten Appetits zugreifen; das gefällt ihm so gut, daß er ihm daraufhin seine eigene Portion schickt. Bei einem ähnlichen Anlaß läßt er einem anderen sogar einen Zettel zugehen, der die außertourliche Ernennung zum Prätor enthält. Als er sich einmal öffentlich im feierlichen Ornat als Gottheit anbeten ließ, kam ein biederer Schuster hinzu, der ihn unbefangen

und unverblümt einen Schwindler nannte — und der sonst für die leiseste Andeutung eines Spottes Überempfindliche ließ den Mann ohne Behelligung seiner Wege gehen.

Er war noch am ehesten er selbst in solchen Augenblicken, in denen er ein Kind unter seinesgleichen sein durfte, kein böses und kein gutes Kind, sondern ein verspieltes und ungeduldiges. Aber diese Ruhepausen dauerten nicht lange und bald trat wieder die andere Seite hervor: Die Unbotmäßigkeit seiner Leidenschaften, die von keinem standhaltenden Ich gezügelt wurden, denen auch keine äußere Beschränkung die Bahn vorschrieb. Die Mitmenschen waren ihm dann nicht mehr Spielgefährten, kaum Spielzeug, sondern nur belebte Gegenstände, an denen seine — meistens auf Zerstörung gerichteten — Triebe sich austobten. Und trotz alledem war auch Caligula imstande, zu lieben.

ACHTES KAPITEL

SCHWESTER UND GELIEBTE

Das „Bubi" hatte eine große Liebe — so gewaltig und verzehrend, wie die von Dichtern besungenen, so echt und tief und dauerhaft, wie sie jemals ein Mann empfunden hat. Eine jener Leidenschaften, die weit, weit in die Kindheit zurückreichen und das ganze Leben bis zum Ende umfassen. Die Berichte sprechen von den Schmerzen, die er, der sonst alles Schmerzliche von sich fernhielt und abschüttelte, um dieser Liebe willen litt; die Wonnen, mit denen sie ihn gefesselt hatte, lassen sich aus ihnen erschließen. Dieses einzige geliebte Wesen war seine Schwester Drusilla.

Von den Kindern des Germanicus und der Agrippina waren — abgesehen von Caligula selbst — noch drei Töchter am Leben geblieben — Drusilla, Agrippina (die jüngere) und Julia. Daß Caligula alle drei Schwestern besitzen wollte und besaß, ist aus seiner Sinnesart heraus unschwer zu verstehen; es gab viele Gründe, äußere und

innere, die ihn dazu antreiben mußten. Zunächst, weil der Inzest das Vorrecht der orientalischen Despoten war, die sich dadurch von der Menge der gemeinen Sterblichen abhoben und isolierten. Daß es nicht einmal zu Begattungs- und Fortpflanzungszwecken auf die anderen Menschen angewiesen war, das gab dem Herrscherhaus den Glanz des Exclusiven und Übermenschlichen. Caligula begnügte sich auch nicht mit der Gegenwart, er benutzte das Vergnügen, das ihm das Spiel mit Inzest-Phantasien bereitete, dazu, die Vergangenheit nach seinem Gefallen umzudichten. Mittels einer seiner phantastischen Lügen beseitigte er den Großvater Agrippa, der zwar ein bedeutender Mensch, aber von unadliger Herkunft war, aus seiner Ahnentafel, indem er erklärte, seine Mutter Agrippina sei die Frucht eines Inzestes zwischen Augustus und dessen einziger Tochter Julia gewesen. Den Sieg von Actium, dem sein Haus die Krone verdankte, sah er als Trauertag an, weil eben jener Agrippa, wenn auch im Dienste des Augustus, seinen Ahnen Marc Anton, den Vater seiner Großmutter Antonia, den er als Bluts- und Wesensverwandten liebte und schätzte, besiegt hatte.

Als ein wichtiges Motiv kam die Lust am Verbotenen hinzu, der Genuß, sich um das nicht

zu kümmern, was die anderen Menschen schreckte. Er selbst rühmte an sich als seine glänzendste Eigenschaft die *ἀδιατρεψια*, was sich am besten durch Scheu- und Ehrfurchtslosigkeit übersetzen läßt. In Familien, aus denen einer „der die Furcht nicht kennt" hervorgeht, muß der Inzest heimisch sein, deswegen hat ihn Wagner zur Vorbedingung der Entstehung seines „furchtlosen Helden" Siegfried gemacht, der von Geschwistern gezeugt wird. So zur Welt gekommen zu sein oder selbst solchen Sohn zu zeugen, darauf war Caligulas Wunsch gerichtet. Gewiß war in ihm auch etwas von dem alten Urtierischen wach geworden, das jedes Weibchen des eigenen Rudels in Anspruch nimmt und mit Zähnen und Klauen für sein Anrecht ficht.

So erklärt es sich, daß der Kaiser, dem die Türen zu allen erotischen Genüssen offen standen, seine Schwestern wählte. Die beiden anderen nahm er je nach Laune und verließ sie wieder, überließ sie auch gnadenweise anderen Männern, bis er späterhin, als er ihrer überdrüssig geworden war, sie in die Verbannung schickte — mit der üblichen Begründung einer Verschwörung gegen sein Leben. Der nahen Verwandtschaft trug er nur durch eine theatralische Geste Rechnung, indem er drei Schwerter, die angeblich zu seiner

Ermordung bestimmt waren, dem Rächer Mars weihte. Mit Drusilla war er auf eine ganz andere Art verknüpft, durch die Bande einer Leidenschaft, die über ihren Tod hinaus andauerte. Was ihn so unlösbar an sie fesselte, ist schwer zu erraten. Äußerer Liebreiz ist kaum das Entscheidende gewesen, denn jener anderen Frau, die ihm die Schwester später wenigstens einigermaßen ersetzte, fehlte er bestimmt. Vielleicht waren es gemeinsame Erinnerungen aus frühesten Kindheitstagen, am ehesten die Ähnlichkeit mit ihm selber, die sie ihm näherrückte als alle anderen Menschen. Er fand wohl, wenn er sie in seinen Armen hielt, das, was er am schmerzlichsten vermißte — sein eigenes Ich.

Wenn es wahr ist, daß die Großmutter Antonia die beiden Geschwister im zärtlichen Beisammensein überraschte, so müssen ihre Liebesbeziehungen schon an der Grenze der Kindheit begonnen haben, vielleicht schon so früh, daß keiner von beiden wissen konnte, wer der Verführer oder der Verführte war. Berücksichtigt man die Abgeschlossenheit und sorgsame Behütung, die sich bei einem jungen Mädchen aus vornehmen Haus damals von selbst verstand, so kann kein Zweifel sein, daß Drusilla jungfräulich die Geliebte des Bruders wurde. Als der junge Caligula an den

Hof des Onkels kam, mußten sich die Liebenden trennen, denn Tiberius war wohl selbst kaum der Ansicht, daß sein Capri ein geeigneter Aufenthalt für ein heranwachsendes Mädchen sei. Sobald Caligula den Thron bestiegen hatte, benutzte er die neugewonnene Macht, um sich für die Zeit der Trennung schadlos zu halten und sich den Besitz der Schwester zu sichern. Er nahm sie dem Manne, dem sie verheiratet worden war, wieder ab und lebte mit ihr als Mann und Frau, ohne die Öffentlichkeit zu scheuen oder zu vermeiden. Wie sehr er an ihr hing, wie blind ihn seine Liebe machte, wird durch das Testament bezeugt, das er während einer Krankheit zu ihren Gunsten verfaßte. Er setzte sie nicht nur zur Erbin seines Vermögens ein — was schon gegen die Sitte verstieß, da noch ein Erbe im Mannesstamm, ein Bruder seines Vaters, am Leben war —, sondern auch zur Erbin des Reiches, obgleich die Thronbesteigung einer Frau im damaligen Rom beinahe undenkbar war. Selbst auf einer Münze, die der Kaiser schlagen ließ, kommt die Bevorzugung der geliebten Schwester deutlich zum Ausdruck. Die drei Schwestern sind als Verkörperungen dreier Schutzgottheiten, in deren Kostüm und mit den Attributen, abgebildet. Agrippina und Julia Livilla stehen

rechts und links, die eine als die Beschirmerin der Sicherheit, die andere als die Glückspenderin des Reiches, Drusilla aber ist in die Mitte gestellt und ihr wurde das Wichtigste anvertraut: die Eintracht, auf der die Existenz des Staates beruht.

Das Schlimmste, was Caligula treffen konnte, geschah: Etwa ein Jahr nach seiner Thronbesteigung starb Drusilla und ihr Tod warf ihn völlig der Einsamkeit in die Arme. Sein Schmerz war maßlos, vernichtend, und da sein schwächliches Ich unfähig war, gegen ihn anzukämpfen, bedurfte er einer anderen Hilfe, um der Selbstzerfleischung nicht zu erliegen. Innerlich stand ihm nichts zur Verfügung, was Zuflucht geboten hätte, so suchte er sich durch äußere Flucht zu retten. Bei Nacht, zu unvermuteter Stunde, verließ er die Stadt und durchraste, zu immer größerer Eile gehetzt, Campanien. So kam er verwahrlost und entstellt, mit verwildertem Bart und Haar bis Syrakus. Als er auch dort die Ruhe nicht fand, kehrte er wieder um und stürmte nach Rom zurück. Eine andere Ablenkung, die er für seinen Schmerz suchte, war die, die übrige Welt daran mit leiden zu lassen; zugleich sollte die tote Schwester durch solche Massentrauer geehrt werden. So ließ er eine Trauerfrist von un-

erhörter Strenge ansagen; bis zu ihrem Ablauf durfte bei Todesstrafe niemand lachen, sich waschen und mit anderen, sei es auch mit Familienmitgliedern zusammen Mahlzeit halten. Das sonst so wandelbare Gemüt des Kaisers hielt auch über den ersten Schmerz und die Trauerfrist hinaus an der Schwester fest. Bis an sein Lebensende schwor er nur bei ihrer „Wesenheit" — selbst bei großen Staatsakten. Ein solcher Schwur war nach der Auffassung des Altertums nicht bloß eine feierliche Formel, wie für uns, sondern eine magische Handlung von unabsehbaren Folgen, weil man sich dabei leicht den unterirdischen Göttern verstricken konnte. — Das einzige Kind, das ihm geboren wurde, eine Tochter, nannte er nach der geliebten Verstorbenen Julia Drusilla.

Von dieser einen Liebe abgesehen, war seine Geschlechtlichkeit im Einklang mit seinem Wesen: unentwickelt und hemmungslos, roh und spielerisch, ohne Zärtlichkeit und ohne Genuß, in den Leiden und der Erniedrigung anderer Ersatz suchend, für das, was ihr selbst fehlte. Zweimal wählte er für die kurze Frist, in der eine Frau ihn zu reizen vermochte, die Form der Ehe, aber kaum weil er sich mehr als sonst angezogen fühlte, sondern weil es Frauen waren, die anderen Männern zugehörten; sie diesen an-

deren unter recht höhnischen und beleidigenden Umständen zu nehmen, sie eine kurze Zeit zu besitzen und dann wegzuwerfen, darin bestand sein eigentliches Vergnügen.

Die erste war eine Braut, Livia Orestilla, zu deren Vermählung der Kaiser als Hochzeitsgast erschien. Er ließ sie vom Hochzeitsmahl fort in seinen Palast führen. Man erzählt, daß er diese Aktion mit einem überraschenden Satz eingeleitet habe, den er dem Bräutigam, der bei der Tafel sein Gegenüber war, zuschrie: „Sei so gut, meine Frau nicht zu drücken!" Am nächsten Tage gab er ein Edikt heraus, in dem es hieß, „er habe sich eine Frau gewählt nach der Weise des Augustus und Romulus". Augustus hatte die Livia ihrem Manne weggenommen und von Romulus berichtete die Sage, er allein habe von den geraubten Sabinerinnen keine Jungfrau für sich gewählt, sondern eine Frau, die schon einem Manne angehörte. Bald darauf trennte sich Caligula von der so Erbeuteten, verbot ihr aber, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Das geschah wahrscheinlich nicht nur aus Bosheit, sondern jenem Grundzug folgend, der den von einer tiefen inneren Unsicherheit Getriebenen zwang, jeder Möglichkeit eines Vergleiches mit anderen auszuweichen. Zwei Jahre später ver-

bannte er die ehemalige Gattin, angeblich weil sie sein Verbot übertreten habe. Ähnlich, aber nicht ganz so kraß, benahm er sich in einem zweiten Fall. Lollia Paulina hieß diese Frau, deren Mann ein Armeekommando führte. Wie es heißt, wurde die Aufmerksamkeit des Kaisers dadurch auf sie gelenkt, daß man ihm erzählte, ihre Großmutter sei die berühmteste Schönheit ihrer Zeit gewesen. Jedenfalls ließ er sie aus der Provinz zu sich kommen und heiratete sie. Die Beziehung zu ihr scheint ihm etwas mehr bedeutet zu haben, denn wir besitzen eine Schilderung ihres berühmten Schmuckes, der aus Tiara, Collier, Ohrringen und Ringen bestand, alles aus den schönsten Perlen und Smaragden. Diese Juwelen, deren Preis auf einen unwahrscheinlichen Betrag geschätzt wurde, konnte nur ein einziger Mann schenken — der Kaiser, der also doch an ihr ein Wohlgefallen gefunden haben muß. Dies dauerte aber nicht lange und nach seinem Erlöschen wurde Lollia fortgeschickt, wieder mit dem charakteristischen Verbot, keinem anderen Manne mehr angehören zu dürfen.

In welcher Stimmung wohl die Gäste gewesen sein mögen, wenn sie, der Einladung des Kaisers zu einem Festmahl Folge leistend, sich in ihren Sänften zum Palatin hinauftragen ließen? An

MÜNZEN AUS CALIGULAS REGIERUNGSZEIT

Oben: Kopf des Kaisers. *Links:* Die drei Schwestern des Kaisers als Göttinnen. *Rechts:* Ansprache an die Soldaten.

und für sich hatte ein solches Fest — abgesehen von der Auszeichnung, die eine Einladung bedeutete — nichts Unwillkommenes. Kein grämlicher und knauseriger Hausherr, wie es Tiberius gewesen war, dessen Zurückhaltung und abgezirkelte Höflichkeit den Frohsinn nicht aufkommen ließ, empfing die Gäste, sondern ein junger, zu Späßen und Scherzreden bereiter Wirt; zwar fahrig und unruhig, nicht imstande, auf seinem Platz oder bei demselben Gesprächsthema zu bleiben, aber im ganzen umgänglich, wenn man ihn richtig zu nehmen wußte, mit Lob nicht sparte und seine Witze belachte. Außerdem konnte man sich auf äußerst wertvolle Gastgeschenke freuen, denn Caligula — nein, Gajus Cäsar Augustus Germanicus war stets willens zu zeigen, daß ein Kaiser sich nicht lumpen lasse („Entweder muß der Mensch sparsam sein, oder Kaiser", war eine Lieblingsredensart von ihm) und auch darauf bedacht, seinen Gästen stets das Beste und Neueste an Vorführungen zu bieten. Da er sich selbst auf diese Dinge verstand, konnte man gewiß sein, künstlerisch vollendete Rezitationen zu hören oder ausgezeichnete Musik von Solisten oder Chören, auch die modernsten Tanzschritte anmutig ausgeführt zu sehen. Vielleicht würde der Liebling des Kaisers,

Mnester, eine seiner pantomimischen Szenen vorführen —, da mußte man vorsichtig sein und es nicht merken lassen, wenn man von ihm nicht restlos entzückt war. Weniger angenehm war es schon, daß der Kaiser die Gewohnheit hatte, seinen Liebling öffentlich abzuküssen. Das Arge aber war, daß man nie wußte, worauf man sich gefaßt machen sollte. Manchmal waren es nur so unangenehm scherzhafte Einfälle wie damals, als sich der Kaiser über die Vorstellung amüsierte, daß er beide Konsuln sofort hinrichten lassen könnte —, andere Male aber wollte er plötzlich wirklich Blut sehen, und ließ vor den Gästen einen Unglücklichen foltern oder töten. In solchen Dingen waren die Römer nicht von unserer Empfindlichkeit, sie konnten den Anblick von Tod und Marter vertragen und kaum einer hätte einen Umweg gemacht, um einen gekreuzigten Sklaven nicht sehen zu müssen. Aber die Feststimmung wurde durch solche programmwidrige Einlagen doch empfindlich gestört. Das alles aber waren Kleinigkeiten dagegen, daß Caligula das Gastrecht, wie jedes andere, mißachtete und seine Gäste zwar nicht an Leben und Freiheit, aber an Ehre und Schamgefühl rücksichtslos verletzte, wenn es ihm gefiel. Von seinem Ruhebette aus (man aß nicht bei Tisch sitzend, son-

dern liegend) musterte er die eingeladenen Damen mit Kennerblicken, wie wenn sie zum Kauf angebotene Sklavinnen wären, und wenn eine bei ihm Wohlgefallen fand, führte er sie ohne weiteres in ein Nebenzimmer. Auch nachher gab er sich keine Mühe, die Spuren des Vorgefallenen zu verwischen und die Unordnung seiner Kleidung zu beheben, sondern unterhielt seine Gäste — unter denen sich natürlich nahe Angehörige der betreffenden Dame befanden — unbefangen und sachgemäß von ihren körperlichen Vorzügen und Mängeln, sowie von ihrem Temperament und anderen Eigentümlichkeiten, die zu beobachten er eben Gelegenheit gehabt hatte. Er mag sich wohl selbst gewundert haben, daß solche Mitteilungen nicht trotz der scharfen Bewachung seiner Person und trotz des Schreckens, der ihn umgab, mit einem Dolchstoß oder einem nach seinem Kopf gezielten schweren Gegenstand erwidert wurden. Da er den Geschlechtsunterschied nicht als Bedingung für seine Begierde gelten ließ, behandelte er gelegentlich Jünglinge aus ersten Häusern nicht besser als jene Frauen; ein junger Mann vornehmster Geburt, Valerius Catullus, hatte sich über die rohe Gewalt, der er wehrlos ausgeliefert war, besonders zu beklagen.

Wie sich der Kaiser sonst „amüsierte“ — das Wort trifft zu, denn mehr als das vermochte ihm sein Eros nach dem Verlust der Schwester nicht zu geben —, überstieg das ortsübliche Maß von Ausschweifung nicht wesentlich. Bald war es eine Demimondäne von Rang, wie die für die damalige Lebewelt tonangebende Pyrallis, bald freie oder unfreie Dirnen beiderlei Geschlechtes.

Dem auf solchen Irrwegen der Liebe Herumtaumelnden begegnete — wohl noch bei Lebzeiten Drusillas — eine Frau, die er zunächst wohl nur nahm, wie eine beliebige andere; ein Gefühl, das in ihm erwachte, veranlaßte ihn, sie nicht sogleich wieder von sich fortzustoßen, und langsam, Schritt für Schritt, kam sie ihm näher, bis er sie ganz als zu sich gehörig empfand. Es war keine flammende, bis an die Grenzen der Selbsthingabe dringende Leidenschaft, wie er sie für Drusilla gehabt hatte, aber doch eine starke Anhänglichkeit, die imstande war, die kurze Zeitspanne, die der Genuß und der Reiz der Neuheit gewährte, zu überdauern. Dies ist um so auffallender, als es sich in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit abspielte, in der er seiner Umwelt fast ausschließlich feindlich gegenüberstand und besonders als Frauenhasser galt. Die Frau, die das zuwege brachte, hieß

Cäsonia und war weder jung noch schön; der Zauber, durch den sie das „Bubi" — er war nicht viel über fünfundzwanzig Jahre alt, als er sich zu ihr hingezogen fühlte — fesselte, bestand in einer merkwürdigen Mischung von mütterlichen und dirnenhaften Zügen. Sie war schon mit einem anderen Mann verheiratet gewesen und hatte drei Kinder geboren. Trotz dieser — in jenen Zeiten schon selten gewordenen — gewissenhaften Erfüllung ihrer Familienpflichten war sie wegen der unverschleierten Offenheit, mit der sie sich allen möglichen Liebesabenteuern hingab, bekannt und verrufen. In dieser Mißachtung der anderen, die es nicht der Mühe wert hält, sich die gute Meinung der Menschen zu bewahren, liegt ein dem Wesen Caligulas verwandter Zug, den er herauszufühlen und zu schätzen wußte. Er machte auch weitgehenden Gebrauch davon und liebte es, sie seinen Freunden nackt zu zeigen, ohne sie jedoch einem von diesen als Geliebte zu überlassen, wie er es mit seinen Schwestern — Drusilla natürlich ausgenommen — getan hatte. Eine gewisse Kameradschaftlichkeit, gegründet auf einer Wesensgemeinschaft, die er an einem Manne nicht geduldet hätte, spielte in dem Gemisch der Gefühle, die er für sie empfand, keine geringe Rolle. Er brachte das dadurch zum Aus-

druck, daß er sie in soldatischer Kleidung, mit Lederhelm und leichtem Schild neben sich herreiten ließ, wenn er eine militärische Besichtigung vornahm.

Daß der junge Kaiser eine alternde und nicht sehr reizvolle Frau so auffallend bevorzugte, erregte ungeheures Aufsehen. Die einzige Erklärung, die man dafür fand, war ein Liebestrank, den sie ihm eingegeben haben sollte. Als er gegen das Ende seiner Regierung immer wilder und unheimlicher wurde, hieß es — und dieses Gerücht hielt sich noch längere Zeit nach seinem Ende —, der Zaubertrank, der aus einem zu Tode geschreckten jungen Huhn bereitet sein sollte, habe seinen Zweck verfehlt und dem Kaiser statt oder neben der Liebe eine durch nichts zu bändigende Wut eingeflößt.

Seine Neigung erreichte ihren höchsten Grad, als Cäsonia Mutter wurde und ihn mit einer Tochter beschenkte. Er erhob sie daraufhin durch offizielle Erklärung zu seiner Frau und sprach zugleich die Anerkennung der Neugeborenen als legitimes Kind aus. Er gab der Kleinen nicht nur den Namen der verstorbenen Schwester, sondern auch etwas von der Liebe, die er für jene empfunden hatte. Mitten in Blut, Raserei und Schamlosigkeit entwickelte sich ein Familien-

idyll; der zärtliche Vater trug die Kleine bei allen großen Heiligtümern der Stadt herum und legte sie schließlich dem Tempelbild der Minerva auf den Schoß, die dem Kinde als seine Nähr- und Pflegemutter ihren besonderen Schutz angedeihen lassen sollte. Im übrigen änderten diese Vatergefühle nichts an und in ihm; er fand später eine besonders erfreuliche Bestätigung der Echtheit der Abstammung seiner Tochter darin, daß diese, sobald sie sich selbständig rühren konnte, mit ihren Nägeln auf die Augen ihrer Spielgefährten losging —, ein sicheres Zeichen dafür, daß er auch in dem Kind das Abbild dessen schätzte und liebte, was ihm selbst den Verlust seines Ich ersetzen sollte.

NEUNTES KAPITEL

VERWANDLUNGEN

Die römische Tageseinteilung nahm darauf Bedacht, das Sonnenlicht möglichst vollständig auszunützen, um der Unerfreulichkeit der künstlichen Beleuchtung, für die nur dürftige Öllämpchen zur Verfügung standen, zu entgehen. Außerdem gab es in der Mittagszeit, wenn die Hitze und das schattenlose Licht jede anstrengende Tätigkeit und jede Bewegung im Freien ausschlossen, eine mehrstündige Pause, die Siesta, die man schlafend, im verdunkelten Zimmer zubrachte. Mit dem Mittagsmahl und der darauf folgenden Siesta schloß der Arbeitstag — wenigstens für die gutgestellten freien Bürger; die zweite, kürzere Hälfte war dem Studium, der Erholung, den öffentlichen Bädern oder sonstiger Geselligkeit gewidmet. Der Tag fing also in Rom zu einer „unwahrscheinlich frühen Stunde" an; schon um vier Uhr morgens erschienen die Freunde und der Anhang der Abhängigen, die Klienten, in den Häusern der durch ihre Geburt zu den Staats-

ämtern berufenen oder sonst einflußreichen Herren, um die laufenden Angelegenheiten durchzusprechen, Bitten vorzubringen oder Anweisungen zu empfangen. Die Teilnehmer an dieser Morgenaudienz begleiteten dann als Ehreneskorte ihren Beschützer dorthin, wo er seine Amtspflichten erfüllte oder als Anwalt plädierte.

So früh der Arbeitstag auch anbrach, früher noch, längst vor der ersten Helle, wenn die Sterne noch unverblaßt am Nachthimmel standen und die Stadt im Schlafe lag, begann sich im Kaiserschloß auf dem Palatin etwas zu regen. Türen wurden geöffnet und zugeschlagen, über Stiegen und dunkle Korridore hallten ungleichmäßige, hastige Männerschritte, unverständliche Worte, von einer heiseren Stimme gemurmelt, wurden bald von diesem, bald von jenem Winkel her laut und die im Innern des Palastes wachestehenden germanischen Leibwächter sahen eine wohlbekannte, lange und hagere Gestalt in das Schlafgemach des Kaisers verschwinden und bald darauf wieder auftauchen, um aufs Neue das Haus zu durchirren: es war Caligula, der nie mehr als drei Stunden Schlaf in einer Nacht finden konnte. Sich abzuriegeln gegen die Außenwelt und völlig in sich selbst zu ruhen, das wollte ihm nicht gelingen und so war selbst diese kurze Frist gestört

von seltsamen und fürchterlichen Träumen, aus denen er mit solcher Angst emporfuhr, daß ihm der Mut benommen war, den Schlaf noch weiter zu suchen. Dann saß er zusammengekauert auf seinem Lager, bis ihn die Unruhe trieb, durch die leeren Hallen und Säulengänge zu laufen und nach dem ersten Schimmer des Morgens sehnsüchtige Ausschau zu halten.

Kein Wunder, daß nach solchen Nächten seine Tage immer wüster wurden; sein Geist, der schließlich kaum mehr vor dem Wahnsinn zurückscheute, suchte vergeblich nach einem Ruhepunkt und fand den inneren Ausgleich nur dadurch, daß er von einem Extrem in das entgegengesetzte übersprang. Er sehnte sich nach Einsamkeit und Ruhe und vermochte ohne Getümmel und fortwährende Zerstreuung nicht zu leben. Seine Stimmungen wechselten zwischen Ausgelassenheit und Depression, zwischen Übermut und Angst. Selbst in äußerlichen Dingen war dieser Hang zur Gegensätzlichkeit wirksam; so ließ er sich mit heißen und gleich darauf mit kalten Salbungen abreiben, was sonst nicht üblich war.

Auch der innere Zwiespalt seinem ehemaligen Vorbild und Bedrücker Tiberius gegenüber hörte nicht auf, als der Gefürchtete schon längst im Grabe lag. Er war wütend, wenn man ihn lobte,

aber bestrafte gelegentlich auch jene, die ihn zu tadeln wagten, wegen Majestätsbeleidigung. Er brachte Anklagen, die aus den alten Prozeßakten und Angebereien gegen seine Mutter und seine Brüder geschmiedet waren, vor den Senat, obgleich er sie angeblich nach dem Regierungsantritt als „Musterknabe" öffentlich verbrannt hatte. (Er behauptete, das seien nur Abschriften gewesen und er besitze die Originale noch: kein Mensch wußte Bescheid, wann er die Wahrheit sprach und wann er log.) Im selben Atemzug beschimpfte er die Senatoren, weil sie seine Angehörigen aus Liebedienerei vor Tiberius verraten hätten und lobte den Verfolger seiner Familie, weil er sich durch die Schmeichelreden des Senats nicht habe täuschen lassen. „Der ganze Senat haßt Dich, betet um Deinen Tod, will Dich morden, wenn er kann. Denk' nicht daran, ihnen zu Gefallen zu handeln, schone sie nicht!" — so habe der weise Onkel zu ihm gesprochen und diesen Rat wolle er befolgen.

Wie gegen die Menschen war auch seine Einstellung zur Natur aus Gegensätzen zusammengesetzt. Er liebte das Wasser und fühlte sich von ihm angezogen; nicht nur der Einfall des Brückenschlages bei Bajä beweist das, Meerfahrten waren überhaupt seine Lust. Seine mit bunten Segeln

geschmückte kostbare Luxusjacht war mit Bädern und allem denkbaren Komfort eingerichtet und durch die auf Deck aufgestellten Bäume in einen schwimmenden Garten verwandelt worden. So glitt er an den blühenden Küsten Kampaniens entlang, während Chorgesänge sich in das Plätschern und Rauschen des Meeres mischten. Trotz dieser Vorliebe vermochte er sich dem mütterlichen Element nicht ganz anzuvertrauen: er war nicht imstande, schwimmen zu lernen. Dies ist um so auffallender, als seine körperlichen Fertigkeiten im übrigen nicht gering waren. Er galt als ein ausgezeichneter Wagenlenker und Fechter mit allen Waffengattungen; die Leidenschaft für das Singen und Tanzen hatte nicht nachgelassen, wenn er auch nicht so weit ging, wie später sein Neffe Nero, der mit diesen Künsten — die wie das Berufsfechtertum eher als eine Beschäftigung für Sklaven galten — öffentlich auftrat. Hingegen konnte er die ebensosehr geliebte Redekunst ohne Einschränkung öffentlich glänzen lassen, wobei er auf eigentümliche und charakteristische Weise verfuhr. Daß er heftig und unruhig, öfters den Platz wechselnd, sprach und das stark Gepfefferte liebte (die gehaltene Sprechweise nannte er verächtlich „reine Vereins-Jubiläums-Rednerei") war nicht weiter wunderbar, aber er blieb sich auch

hier nicht treu, sondern gab sich jedem Impuls hin. Je nachdem sich ihm ein Effekt, eine besonders wirkungsvolle Phrase bot, sprach er vom entgegengesetzten Standpunkt aus, als Ankläger oder Verteidiger. Er glitt, wie stets, von einer Personifikation in die andere, was dem Angeklagten allerdings wenig half, weil am Ende sein Zerstörungstrieb doch die Oberhand behielt. Sich verteidigen und gegen den kaiserlichen Redner polemisieren, brachte erst recht ins Verderben, so daß kein Ausweg blieb, außer für jenen Schläuling, der erklärte, durch diese herrliche Rede selbst von seiner Schuld überzeugt zu sein, und ein paar besonders eindrucksvolle Glanzstellen, die er sich gemerkt hatte, wiederholte. Dieser wurde vom Kaiser wieder in Gnaden angenommen.

Dieselbe Anziehungskraft, wie der rednerische Effekt, hatte die künstlerische Leistung Anderer, wenn sie sein Wohlgefallen erregte. Immer bereit, die Rolle zu übernehmen, die ihm gerade die beste schien, blieb er nicht Zuschauer, sondern tat bei allem mit, was der Künstler vortrug; er sang und deklamierte mit ihm, begleitete seine Pantomine durch Gestikulation und ließ sich davon durch die Öffentlichkeit ebensowenig abhalten, wie seinerzeit durch die Ermahnungen Macros.

Das Kind, das hinter alledem steckte, kam

öfters ganz deutlich zum Vorschein. Einmal ließ er in tiefster Nacht ein paar der höchsten Würdenträger aus den Betten holen und in den Palast laden. Sie eilten bestürzt und um ihr eigenes wie um das Staatswohl gleichermaßen besorgt hin und wurden angewiesen, vor einem Podium Platz zu nehmen. Nach einiger Zeit ertönte Flötenmusik und der Kaiser sprang im weiten, bis zu den Knöcheln reichenden Schauspielerkostüm auf die Bühne; er führte einen pantominischen Tanz vor und trat ab. Die Zuschauer durften sich wieder nach Hause und ins Bett begeben.

Es läßt sich denken, daß dieses eitle Kind die göttliche Anbetung, die ihm als Kaiser entgegengebracht wurde, so weit auf die Spitze trieb, daß sie schließlich in die tollste Karrikatur ausartete. Es war dies überhaupt ein heikler Punkt; die Anbetung galt eigentlich nicht dem Kaiser selbst, sondern seiner „Wesenheit", seinem als Doppelgänger vorgestellten Schutzgott, wenn man will „dem Göttlichen in ihm". Sehr klar war die Abgrenzung von der wirklichen Person nicht, so wenig wie sich bei der Verehrung einer wundertätigen Madonna sagen läßt, wieviel dabei dem Bilde und wieviel dem Original so zahlreicher und verschiedenartiger Abbilder gilt. Einer solchen Klarheit sind religiöse Vorstellungen auch nicht

bedürftig, da sie sich nicht an den Verstand, sondern an jene unbewußten Gefühlsschichten wenden, wo Gegensätze ganz friedlich nebeneinander hausen. Das ändert sich erst, wenn eine Religion in das dogmatische Stadium getreten ist; dann werden gerade solche Fragen der Lieblingstummelplatz für theologischen Scharfsinn. Davon aber war und blieb die römische Staatsreligion weit entfernt. Von der pünktlichen Einhaltung der Opfer und anderer kultischer Riten wurde, so glaubte man, das Staatswohl auf magische Weise beeinflußt; was sich der Einzelne dabei dachte, war mehr oder weniger gleichgültig. Eine ganz einfache und selbstverständliche Sache wurde die Verehrung des Kaisers als Gottheit, sobald er einmal tot war. So meinte es auch der nüchtere Vespasian, als er auf seinem letzten Krankenlager sagte: „Ich bemerke, daß ich im Begriffe bin, unsterblich zu werden." Bei Lebzeiten mußte diese Frage der Identität des sehr menschlichen und oft unzweideutig allzumenschlichen Kaisers mit der Gottheit behutsam angefaßt werden, wenn man es nicht vorzog, wie Tiberius, auf die Vergötterung überhaupt zu verzichten.

Caligula ließ im Tempel ein goldenes Standbild aufstellen, dem die vollste Porträtähnlichkeit gegeben wurde. Die Priesterschaft für seinen Kult

war ein hohes Ehrenamt, um das sich nur die Elite bewerben konnte. Das Opfer bestand aus allerlei seltenen und kostspieligen Vögeln, wie Pfauen, Fasanen, Flamingos und Auerhähnen. Dem Standbild wurde jeden Tag ein anderes Kleid angezogen und zwar genau dasselbe, das der Kaiser trug (so daß sein Schneider offenbar lauter Doubletten liefern mußte), zweifellos mit der Absicht, dadurch die volle und uneingeschränkte Übereinstimmung der kaiserlichen Person mit ihrem göttlichen Doppelgänger für jedermann möglichst sinnfällig zu machen.

So zum Gott erhoben, nahm „Bubi" keinen Anstand, sich unter die anderen Götter als ihresgleichen zu mischen. Eines der größten Heiligtümer der Stadt war der Tempel des Kastor und Pollux, der unsterblichen Zwillingsbrüder, die in der Schlacht am See Regillus für Rom gekämpft hatten und als Bringer der Siegesnachricht an den Toren erschienen waren. Caligula ließ die Einfahrt seines Palastes bis zu ihrem Tempel, der unterhalb des Palatin lag, erweitern und rühmte sich nun, daß die Dioskuren seine Türhüter geworden seien. Gerne nahm er zwischen den beiden Standbildern als Dritter im Bunde persönlich Platz und ließ sich mit ihnen zusammen von der andächtigen Menge anbeten. Mit dem höchsten der Götter,

dem auf dem Kapitol thronenden Jupiter, unterhielt er sich genau auf dieselbe Weise, wie ein Kind mit seiner Puppe plaudert, indem es ihr bald Zärtlichkeitsworte zuflüstert, bald die gemalten Lippen an sein Ohr hält und gespannt dem zuhört, was sie ihm zu erzählen wissen. Auch Caligula flüsterte und lauschte abwechselnd und geriet manchmal, wie es ebenfalls aller Kinder Art ist, in grimmige Wut, wenn er unerwarteten Widerspruch zu hören bekam. Kinder schmeißen in solchen Fällen bekanntlich ihre verhätschelten Lieblinge an die Wand. Caligula drohte seinem Freunde etwas sehr Ähnliches mittels eines Homer-Zitates an: „Entweder wirfst Du mich in die Luft oder ich Dich." Diese kleinen Zerwürfnisse hinderten aber nicht, daß er behauptete, eine Einladung zu intimerem Verkehr „von Haus zu Haus" erhalten zu haben und, ihr Folge leistend, eine Brücke vom Palatin zum Kapitol über das dazwischenliegende Forum hinweg schlagen ließ und später der freundlichen Nachbarschaft zu Liebe sogar ganz aufs Kapitol übersiedeln wollte.

Ganz anders als zu dem Blitze schleudernden Himmelsgott, dem er Freund aber gelegentlich auch Hasser war, fühlte er sich zur Mondgöttin hingezogen; er liebte und begehrte sie, als sei er der Bruder-Gatte, den so viele Mythen ihr gegeben

haben. So oft die volle Scheibe leuchtend am Nachthimmel stand, bat und bedrängte er sie, in seine Umarmung herabzusteigen. Er hatte mit seinen Einladungen zwar keinen Erfolg, aber er hörte doch wenigstens, daß ein zufälliger Zeuge einer solchen Szene mit gut gespielter Scheu murmelte: „Wir Menschen können es nicht verstehen, was Ihr Unsterblichen einander zuruft."

Die unermüdliche Verwandlungsgier, zu der ihn die innere Leere trieb, machte auch vor den Göttern nicht halt. Wie er Verteidiger sein wollte und zugleich Ankläger, Tänzer und Deklamator, Musterknabe und Gottesgeißel, so genügte es ihm auch nicht, immer ein und derselbe Gott zu sein. Da „Sein" mit „Spielen" bei ihm zusammenfiel — Kostüm war alles, das echte und wirkliche Wesen nichts — verfiel er darauf, die Götter in ihren Kostümen und mit ihren Emblemen darzustellen. Erst wagte er sich nur an die Halbgötter wie Herkules, Trophonius und Amphilochus. Da seine Umgebung — wie sie es wohl oder übel tun mußte — auf das Spiel einging, wurde er kühner und erschien als Merkur mit dem Schlangenstab, als Mars und Apollo und schließlich als Zeus mit goldenem Bart, den Blitzstrahl in der Faust. Als Gott wie als Mensch gab er sich mit einem Geschlecht nicht zufrieden und mißachtete seine

Männlichkeit, wenn sie ihm Schranken setzte. Der dichte Haarwuchs, der seinen Körper bedeckte, konnte ihn nicht abhalten, sich als Venus, die Göttin des weiblichen Liebreizes, zu verkleiden.

In dieses Leben, das, aller Wirklichkeit spottend, sich immer mehr in eine regellose Kette von Spielen und Phantasien auflöste, trat ab und zu eine Naturgewalt, die fortzuleugnen unmöglich war. Ein Gewitter zog auf, Blitze flackerten und der Donner brüllte über die Dächer. Wo war der Kaiser und Gott? Verschwunden — an seiner Stelle stand ein ängstliches, kleines Bubi, das den Blitzstrahl aus Blech schleunigst wegwarf und sich die Ohren verstopfte, die Bettdecke über den Kopf zog und, wenn es ganz arg wurde, sich unter das Bett verkroch. Auch vor dem unheimlichen Rumoren im Bauch des feuerspeienden Berges war er eines Nachts aus Messina davongelaufen. War alles wieder in Ordnung und das Naturereignis vorbei, so erschien er auf der Bildfläche und war nach Laune und Einfall Jupiter oder Mars. Um jeden weiteren Zweifel daran bei sich und anderen unmöglich zu machen, sollten alle berühmten Götterbilder, z. B. der Zeus in Olympia, nach Rom gebracht oder ihnen der Kopf abgenommen und statt

dessen ein neuer, der die Züge des Kaisers hatte, aufgesetzt werden. Der Befehl erging und alles machte sich bereit zu gehorchen — nur der unbedeutende Gott eines kleinen Volkes versuchte, Widerstand zu leisten.

ZEHNTES KAPITEL

BUBI UND JEHOVA

Die Juden hatten die Vorteile der Freizügigkeit früher erkannt, als die meisten anderen Völker des römischen Reiches und von ihnen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Ihre Fähigkeit, sich der Umgebung anzupassen, ohne jemals in ihr aufzugehen, erleichterte die Entstehung und den Fortbestand jüdischer Gemeinden nicht nur im Orient und in der Hauptstadt, in der alles zusammenfloß, sondern auch an zahlreichen anderen Plätzen. In der eigentlichen Heimat, in Palästina, bestand zwar noch das Staatswesen und das Königtum wie von altersher, aber doch nur dem Namen nach, die wirkliche Macht war auf Rom übergegangen, das durch seine Beamten und mehr noch durch die militärische Besetzung seine Autorität zur Wirkung brachte. Aber der Tempel stand noch unversehrt, der Opferdienst konnte genau nach den Vorschriften eingehalten werden, denn in die religiösen Dinge der Untertanen-Völker mischte sich Rom niemals ein, zu-

frieden, wenn man seinen Staatsgöttern — und damit dem Reiche selbst — keine offene Mißachtung erwies. Dies war meistens keine schwere Sache, da gerade damals unter den Göttern eine allgemeine Neigung entstanden war, ineinander überzugehen, sich zu verschmelzen oder wenigstens Namen und Attribute auszutauschen. (Man nennt dies „Synkretismus".) Unter den alten Standbildern und heiligen Pflöcken der Baalim, der Adonais und Melkarts war keines, das es übelnahm, wenn es zur Abwechslung einmal mit Jupiter angeredet wurde. Nur bei den Juden lagen die Dinge erheblich schwieriger. Sie hatten den Bilderdienst völlig ausgerottet und ihre Religion ganz auf die mittelgliedlose Beziehung zur unsichtbaren Gottheit gestellt; gegen jede Forderung, in diesem Punkte nachzugeben, wehrten sie sich wie Rasende. Ihr religiöser Fanatismus war ins Ungemessene gestiegen, seitdem es sich gezeigt hatte, daß ihr Gott dem Römerreich gegenüber machtlos war. Um sich und ihm das Eingeständnis seiner Niederlage zu ersparen, schrieben sie sich selbst die Schuld daran zu und fanden den Beweis für die ungeschwächte Allmacht ihres Gottes in seiner Strenge gegen sein auserwähltes Volk. Nach dieser Richtung strebte jetzt ihr ganzes religiöses

Empfinden; mit unermüdlichem Eifer, der nichts als „nebensächlich" gelten ließ, wachten sie über die Einhaltung aller Vorschriften und begannen bereits damit, jenen „Zaun um das Gesetz" aufzuführen, der der Selbstschikanierung unbegrenzte Möglichkeiten gibt. Da sie diesen Fanatismus auf sich selbst beschränkten — am Bekehren anderer Völker war ihnen nichts gelegen —, machten sie sich damit zwar häufig lächerlich oder unbeliebt, ohne jedoch ernsten politischen Anstoß zu geben. Nur ihre starre Ablehnung aller Nachbildungen schuf Schwierigkeiten, denn mit einem gestaltlosen Gott konnte sich weder Jupiter noch Juno verschmelzen, so daß die ausschließliche Ehrfurcht vor demEinen notwendigerweise zum Affront gegen die Anderen führte. Dies ging so weit, daß nicht einmal die Adler der römischen Legionen, das wesentlichste Hoheitszeichen des Staates, innerhalb der Mauern der heiligen Stadt geduldet wurden. Als unter der Regierung des Tiberius der damalige Statthalter Pilatus die Adler verdeckt einzuschmuggeln versucht hatte, brach eine ernstliche Revolte los; das Militär mußte ausrücken und der Statthalter sah sich gezwungen, der Klügere zu sein, um sinnloses Blutvergießen zu vermeiden.

Von den jüdischen Gemeinden außerhalb Palä-

stinas war die in Alexandria am bedeutendsten. In Ägypten hatte es von altersher jüdische Ansiedlungen gegeben und als Alexandria unter den Ptolemäern aufblühte, wurde das jüdische Element zu einem erheblichen Teil der Bevölkerung. Sie galten zwar nicht als Vollbürger (es wird von ihrer Seite Klage geführt darüber, daß die Prügelstrafen ihnen nicht mit demselben Instrument verabreicht wurden, wie den Eingesessenen, sondern mit einem minder ehrenvollen), hatten aber Freiheit und Gleichberechtigung in ihrem Handel und Wandel. In dieser Stadt, die der Mittelpunkt spätantiker Geistigkeit geworden war, spannen sich die Fäden zwischen Hellenismus und Judentum dichter, als es sonst jemals der Fall gewesen. Auf den Zauberzetteln und Amuletten aus Papyros, die ein Stück Volksreligion darstellen, steht Jehova neben Zeus und Osiris, während andrerseits griechische Philosophie auf die Auffassung und Erklärung des heiligen Buches Einfluß gewann. Jüdische Schriftsteller verteidigten die Bibel und wiesen die Überlegenheit der in ihr mehr oder weniger deutlich ausgesprochenen Wahrheiten mit den Mitteln der griechischen Dialektik nach. Diese Annäherung wurde zunächst nicht fortgesetzt, weil in der Zeit Caligulas bedeutende Mißhelligkeiten zwischen den

Juden und den anderen Teilen der Bevölkerung ausbrachen.

Wie in vielen reichen und hochzivilisierten Städten gab es auch in Alexandria ein Massenelend. Eine „soziale Gefahr" war dadurch zwar nicht gegeben, aber die Arbeits- und Besitzlosen bildeten immerhin ein unruhiges Element, das überall bei der Hand war, wo sich Gelegenheit zu Straßenaufläufen und Tumulten bot. Es hieß, daß der alexandrinische „Mann von der Straße" den schlagfertigsten Witz besitze (ähnlich wie von dem Berliner Schusterjungen vor hundert Jahren), in Massen war er berüchtigt wegen seiner Unbotmäßigkeit. Bei den öffentlichen Spielen oder anderen Menschenansammlungen griff der Pöbel, wenn ihm etwas nicht paßte, sogleich zu Steinen und Knüppeln, um auf die loszugehen, die sich seinen Wünschen widersetzten. Straßenkrawalle und Ausschreitungen waren an der Tagesordnung und verliefen selten ohne Blutvergießen.

Für Leute dieser Art war die Regierung Caligulas eine goldene Zeit; sie bot ihnen Gelegenheit, sich ohne große Gefahr auszutoben, und die „Unterwelt" Alexandrias, die die Möglichkeit zu Plünderungen und Raubzügen witterte, stellte sich begeistert an die Spitze. Es hieß, daß der

Statthalter Flaccus seine Hand im Spiel habe, die Judenfeinde begünstige oder sogar dazu aufreize, aber auch nachdem er — aus Gründen, die mit seiner Haltung in der Judenfrage nichts zu tun hatten — abberufen worden war, ging die Sache weiter ihren Gang.

Das System, das dabei befolgt wurde, war höchst einfach, hat sich aber trotzdem bei Veranstaltung von Pogromen bis zu diesem Tag so gut wie unverändert erhalten. Man nahm eine Statue des Kaisers oder, wenn eine solche nicht zur Hand war, irgendein anderes ausrangiertes Götterbild, dem man die Attribute, die es charakterisierten, wegschlug und statt dessen eine Tafel mit dem Namen des Kaisers hinzufügte, und schaffte dies bei Nacht und Nebel auf den Vorplatz eines jüdischen Bethauses (die meisten gottesdienstlichen Handlungen fanden, dem heißen und trokkenen Klima gemäß, nicht in den Tempeln, sondern davor statt). Wenn die Juden am anderen Tage die Entheiligung ihrer Gebetsstätte durch ein Götzenbild entdeckten, gerieten sie in fromme Wut und entfernten den Greuel gewaltsam oder schlugen ihn in Stücke. Daraufhin konnte die in ihren tiefsten Gefühlen von Loyalität und Patriotismus verletzte Menge nicht länger zurückgehalten werden, innerlich aufgewühlt fiel sie

über die Juden her, prügelte und erschlug so viele sie konnte, ohne das Plündern und andere angenehme Betätigungen als kleine Belohnungen für den gezeigten patriotischen Eifer außer acht zu lassen. Die Regierung war dabei in einer schweren Lage. Straßenschlachten und Plünderungen paßten sehr wenig zur Befestigung der Staatsautorität und noch weniger zu dem „Römischen Frieden", dessen Hüter und Bewahrer sie sein sollte. Diese Argumente wußten die Juden durch alle möglichen Arten von Beeinflussung — die möglichste war Geld — zu unterstützen. Anderseits war es eine höchst gefährliche Sache, jemanden in Schutz zu nehmen, der einer Mißachtung gegen den Kaiser angeklagt war. Durch solche Dinge konnte man sich bei Caligula sehr leicht unbeliebt machen, und was das bedeutete, war ohne weiteres klar.

Ähnliches wie in Alexandria ereignete sich auch anderswo. In Jamnia, einem Städtchen an der Grenze Palästinas, war von religiösen Fanatikern ein Kaiserbild umgestürzt worden; der militärische Befehlshaber hatte begonnen, Repressalien einzuleiten.

Solche Nachrichten kamen an den Kaiserhof und Caligula, stets bereit, mit den Schwierigkeiten anderer kurzen Prozeß zu machen, beschloß die

Frage, was nun geschehen solle, großzügig zu lösen. Er wollte den Befehl ergehen lassen, daß im Allerheiligsten des Tempels von Jerusalem, das auch der Hohepriester nur einmal im Jahre betreten durfte, eine Statue des Jupiter aufgestellt werde, die selbstverständlich seine Züge tragen sollte — mit anderen Worten eine Statue Caligulas im Kostüm des Jupiter. Dann war er mit dem Judengott mit einem Schlage fertig und mit den Juden wahrscheinlich auch.

Die Vorbereitung eines solchen Befehles sickerte bald zu den Juden durch, deren Verbindungen bis an den Kaiserhof reichten, und verbreitete Schrecken und Wehklagen. Der Versuch zur Durchführung dieses Auftrags würde zweifellos eine Revolte entfesseln, die von den Römern natürlich mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte. Da sich die Juden lieber bis zum letzten Mann hinschlachten ließen, als eine solche Entweihung hinzunehmen, stand ein entsetzliches Blutvergießen mit allen Greueln eines Religionskrieges in Aussicht, das sein Ende erst mit der völligen Ausrottung des jüdischen Volkes finden würde. Diese Befürchtungen waren durchaus berechtigt, das bewies der Judenkrieg, den einige Jahrzehnte später nicht das Scheusal Caligula, sondern der menschenfreundliche Titus führte und der trotz-

dem mit einem Massaker der Bevölkerung und der völligen Zerstörung Jerusalems abschloß.

Die Judengemeinde von Alexandria, die um ihre eigene Existenz ebenso zitterte wie um die Errettung ihres höchsten Heiligtumes, beschloß eine Gesandtschaft von zehn auserlesenen Männern an den Hof zu schicken, um dort ihre Sache zu führen. An die Spitze dieser Gesandtschaft wurde der weise Philo gestellt, ein ehrwürdiger Gelehrter, der in seinen, in griechischer Sprache abgefaßten Schriften die biblische Geschichte und den Monotheismus gegen die Vielgötterei der Heiden verteidigte. Die Gegenpartei, die von der Sache Wind bekommen hatte, entsandte ebenfalls eine zehnköpfige Abordnung, die den jüdischen Wünschen entgegenarbeiten und das Verhalten der loyalen Alexandriner ins rechte Licht setzen sollte. Von dem Bescheid an diese Gesandtschaften hing jetzt alles ab und um diesen entspann sich ein Intrigenspiel, an das beide ihre höchste Geschicklichkeit setzten. Die Partei der alexandrinischen Judenfeinde hatte ihre stärkste Stütze an dem Kammerdiener des Kaisers, einem gewissen Helikon, der ein geborener Ägypter war; durch sein zungenfertiges Plaudern, das den Kaiser amüsierte, und die Fähigkeit, auf alle Launen des Herrn geschmeidig einzugehen, hatte

er sich auf seinem, gewiß nicht leichten Posten erhalten und besaß selbstverständlich großen Einfluß auf das bewegliche Gemüt Caligulas. Ihm zur Seite stand der schon erwähnte Schauspieler Apelles, der aus Askalon stammte und früher seinen Erwerb durch Entgegenkommen gegen die Wünsche begüterter Zeitgenossen gefunden hatte. Jetzt war er einer der Lieblinge des kunstsinnigen Kaisers.

Auf der anderen Seite standen alle Regierungspersonen und Militärkommandanten, deren Aufgabe es war, die betreffenden Gebiete zu verwalten. Diese wirkten — natürlich mit gegebener Vorsicht — dem Projekt des Kaisers entgegen, nicht aus Sympathie für die Juden, sondern weil sie keine Lust hatten, den dann unvermeidlichen Krieg gegen ein zur Verzweiflung getriebenes Volk zu führen, bei dem weder auf Ruhm noch auf Beute zu hoffen war. Die Steuerzahler auszurotten und eine verödete Provinz zu verwalten, schien ihnen kein einträgliches Geschäft. Außerdem hatte jüdisches Geld wohl noch den einen oder anderen Fürsprecher gewonnen.

Der Kampf des Offiziellen gegen die Hintertreppeneinflüsse wäre bald zugunsten der letzteren entschieden worden, wenn nicht noch ein Mann gewesen wäre, der zu den Intimsten des

Kaisers gehörte und sich der Sache der Juden mit Feuereifer annahm, da sie in der Tat seine eigene war. Wir finden in ihm einen alten Bekannten wieder — es ist Agrippa, jener Judenprinz, der am Hof des Tiberius sich um die Gunst des jungen Caligula bewarb und sich zu einer unvorsichtigen Bemerkung hinreißen ließ, während Caligulas Vorsicht und Selbstbeherrschung unerschütterlich blieben. Er war durch den Regierungsantritt des jungen Kaisers aus dem Gefängnis, in das Tiberius ihn geworfen hatte, befreit worden und inzwischen zum Fürsten avanciert. (Die Familienverhältnisse im Hause des Herodes waren noch komplizierter als in dem seines Gönners Augustus.) Auch auf seinem — übrigens sehr wackeligen — Thrönchen war er nicht zur Ruhe gekommen, sondern lebte nach wie vor stets auf Reisen, stets in Projekten, Missionen und Intrigen aller Art verwickelt. Seine Figur und seine wechselvolle Laufbahn erinnern sehr an das große Muster aller Abenteurer, an Casanova. Die meisten Ingredienzen, die wir aus der Biographie des Chevalier von Seingalt kennen, finden sich auch hier: plötzliche Schicksalswendungen, die den Helden von oben nach unten, von unten wieder hinaufschaukeln; Gefängnis, aus dem er bald ein „fideles“ zu machen weiß;

alte Damen, die Fürbitte tun und mit Geld aushelfen; Reise- und Liebesabenteuer in Menge; ausgebildeter Sinn für Luxus und Geschmack, so daß der „Zugereiste" schnell in den ersten Kreisen tonangebend wird — und selbstverständlich sehr viele und standhaft unbezahlt bleibende Schulden. Solche Gestalten mit dem Motto „fragwürdig aber interessant" tauchen immer auf, wo das Zeitalter einen Barockgeschmack anzunehmen beginnt.

Zur Zeit des Eintreffens der beiden Gesandtschaften lebte Agrippa in Pracht und Herrlichkeit am Hofe, da der Kaiser große Stücke auf ihn hielt, — teils weil der kluge Menschenkenner ihm gehuldigt und für ihn gelitten hatte, als er noch ein unbedeutender Prinz war, teils weil ihn der gewandte und von Skrupeln unbeschwerte Gesellschafter anzog. Die Absicht Caligulas, in der Gestalt Jupiters in das Allerheiligste des Tempels einzudringen, verletzte die religiösen Gefühle des Judenfürsten — wenn er welche hatte — und lief allen seinen Interessen entgegen, denn sie mußte zunächst dazu führen, ihn als Freund des Tempelschänders bei seinem Volk aufs äußerste verhaßt zu machen, und damit enden, daß er zum König ohne Land und ohne Untertanen wurde. Er suchte also den Kaiser auf alle und

jede Weise davon abzubringen, ihn durch ausstudiert schöne Feste günstig zu stimmen und dann mittelst in Schmeichelei geschickt eingekleideter Argumente zu überzeugen. Eine Zeitlang schien es wirklich, als sollte der Tausendkünstler siegreich bleiben, aber seine Niederlage war am Ende doch unausbleiblich. Nicht die Kammerdiener-Einflüsse waren unbesiegbar, aber der Widerstand in der Seele Caligulas, die es nicht ertragen konnte, daß jemand, der ihr einmal in den Weg getreten war, sei es Mensch oder Gott, aufrecht blieb, weil sie sonst nicht mehr imstande gewesen wäre, das Gefühl ihrer Haltlosigkeit zu unterdrücken.

Das erste Zusammentreffen der Gesandtschaft mit dem Kaiser fand auf dem Marsfelde statt. Caligula besuchte dort die Gartenanlagen seiner Mutter und die Gesandten waren auch erschienen, um womöglich von ihm bemerkt zu werden. Dies geschah auch, der Kaiser, der offenbar unter dem günstigen Eindruck der Bearbeitung durch Agrippa stand, grüßte sie und machte ein freundliches Zeichen; er schickte einen Beamten seiner Suite, dessen Amt die Einführung der Gesandtschaften zu den kaiserlichen Audienzen war, zu ihnen mit der Botschaft, „er wolle sie bei der nächsten Gelegenheit hören". Darob großer Ju-

bel, die Hofgesellschaft beglückwünschte sie zu dem Erfolg ihrer Sache und bemühte sich, den vom Kaiser offenbar Begünstigten Freundliches zu erweisen oder lieber noch zu sagen.

Die eigentliche Audienz, die einige Wochen später stattfand, verlief allerdings anders, als es dieses günstige Vorzeichen hatte hoffen lassen. Der Verlauf der Audienz wurde von Philo, dem Führer dieser Gesandtschaft, aufgezeichnet. Sie ist die einzige uns erhaltene Schilderung Caligulas durch jemanden, der ihm persönlich gegenübergestanden ist, und gibt ein lebendiges und eindrucksvolles Bild seines Wesens.

Der unruhigen und vielgeschäftigen Art des Kaisers entsprechend fand auch diese Audienz nicht in einem Empfangsraum des Schlosses auf dem Palatin statt, sondern zwischendurch mit anderen, nicht dazugehörigen Geschäften. Caligula hatte für einige Tage vor den Toren der Stadt Aufenthalt genommen, in den Landhäusern, die ehemals dem Mäcenas und der Lamia gehört hatten. Er wollte die Inneneinrichtung der beiden Villen und die berühmten Parkanlagen, von denen sie umgeben waren, besichtigen und verschiedene Verbesserungen und Modernisierungen anordnen. Dorthin wurden beide Gesandtschaften, die jüdische und die alexandrinische, befohlen.

Schon die erste Begrüßung der Juden war höchst unerfreulich. Nachdem sie sich vor ihm zu Boden geworfen hatten (Caligula verlangte diese Form der Ehrenbezeugung von allen Orientalen, sah sie aber auch bei Römern nicht ungern), fletschte er die Zähne und schrie sie an: „Seid ihr nicht die Leute, die Feinde der Götter, die ganz allein, während alle andern Menschen meine Göttlichkeit anerkennen, mich verachten und meiner Anbetung die eines namenlosen Gottes vorziehen?“ Dabei hob er die Hände und sprach eine schreckliche Blasphemie aus, die der fromme Philo nicht mitzuteilen wagt. (Wahrscheinlich: „Ich spucke“ — oder noch etwas Schlimmeres — „auf Euren Gott“.) Darob große Freude der gegnerischen Gesandtschaft, deren Führer Isidor den Kaiser noch weiter aufzuhetzen sucht, indem er einfließen läßt, die Juden hätten auch für die Genesung des Kaisers nicht geopfert. Das gibt Philo, der die Behauptung, daß die Juden nicht gewillt seien, den Kaiser an Gottes Stelle anzubeten, nicht hatte bestreiten können, endlich die Gelegenheit, etwas zu seinen Gunsten zu sagen. Er erklärt die Behauptung Isidors für eine Lüge, die Juden hätten sogar dreimal für den Kaiser geopfert, bei seiner Thronbesteigung, für seine Genesung und bei der wohlbehaltenen Rückkehr aus Germanien. Er

fügte noch einen feinen Kniff hinzu: das Fleisch sei nicht, wie bei anderen Völkern gegessen, sondern zur höheren Ehre des Kaisers verbrannt worden, wobei er verschwieg, daß dies auf dem ständig geübten Opferritus der Juden beruhte. Caligula läßt sich aber nicht bluffen: „Schön, es ist wahr, ihr habt geopfert — aber einem andern Gott, nicht mir. Was sind mir Eure Opfer wert, wenn für mich, aber nicht mir geopfert wird?"

„Bei diesen Worten ergriff uns ein Schauder," schreibt Philo — kein Wunder, da sie sich in die Enge getrieben sahen und es unmöglich fanden, einer klaren Antwort auszuweichen. Glücklicherweise half ihnen die fahrige Art des Kaisers, der seine Aufmerksamkeit zwischen mehreren Gegenständen teilte, darüber hinweg. Er hatte das letzte schon im Gehen gesprochen und durchschritt jetzt — natürlich vom Gefolge und von beiden Gesandtschaften, so gut es ging, begleitet — die Zimmer der Villa, besichtigte die für die Männer bestimmten Zimmer und die Frauengemächer, untersuchte die Farbenzusammenstellungen der Plafonds, kritisierte Fehler in der Konstruktion und gab Anweisungen, alles luxuriöser und mehr nach seinem Geschmack herzurichten. Die — wahrscheinlich nicht sehr beweglichen — Herren der jüdischen Gesandtschaft,

die ihm treppauf, treppab nachlaufen mußten, hatten den Spott des Gefolges auszustehen, das selbstverständlich nach dem unfreundlichen Empfang die bisherige Höflichkeit fallen ließ. Unversehens, mitten aus den Anordnungen über den Umbau, wendet er sich wieder zu den Juden mit der abrupten Frage: „Warum eßt ihr kein Schweinefleisch?“ Dieser köstliche Scherz — der schon damals uralt gewesen sein muß — löst bei dem Gefolge Gelächter und begeistertes Händeklatschen aus. Besonders die Alexandriner können sich gar nicht beruhigen und müssen von den Hofleuten gemahnt werden, daß man sich in der kaiserlichen Nähe nicht so lärmend benimmt. Philo windet sich wieder und bemüht sich, die Frage aus dem peinlichen Gebiet des Religiösen wegzueskamotieren: „Die Gebräuche seien bei den Menschen doch verschieden; viele Leute mögen kein Lammfleisch.“ „Mit Recht,“ weist ihn der Kaiser zurück, „denn Lammfleisch ist wirklich nichts wert.“ Dann plötzlich sehr ernst und sachlich: „Wir wollen eure Gesetze und eure Verfassung kennenlernen.“ Sie beginnen nun, ihm Verschiedenes über die Grundlagen des jüdischen Gesetzes zu erklären, aber er läuft ihnen wieder davon, geht in eine der Hauptbaulichkeiten und gibt den Befehl, die Fenster in diesen Räumen zu verglasen.

Plötzlich, als sie schon alle Hoffnung aufgegeben haben, wendet er sich wieder zu den Juden: „Was sagt ihr da?“ Sie beginnen von Neuem mit ihren gelehrten Auseinandersetzungen, aber er läuft ihnen wieder weg und geht in ein anderes Haus, in das er alte Bilder hatte bringen lassen, und trifft Anordnungen, wie sie zu verteilen sind. Dann wendet er sich wieder den Angelegenheiten der Gesandtschaft zu, ist aber jetzt nicht mehr aufgebracht, sondern sagt in sanftmütigem Ton: „Diese Idioten scheinen mir mehr zu bemitleiden als zu tadeln zu sein, da sie nicht imstande sind, meine göttliche Natur einzusehen.“ In dieser Stimmung gibt er den Befehl, sie zu entlassen, so daß sie doch noch lebend und unversehrt wegkommen, worauf sie anfangs kaum mehr zu hoffen wagten.

An dem Mißerfolg ihrer Sendung konnte allerdings kein Zweifel mehr bestehen; es erging auch wirklich bald darauf der Befehl, mit der Aufstellung der Statue im Allerheiligsten nicht länger mehr zu zögern. Der Brief, der diesen Auftrag enthielt, lief — sei es durch einen glücklichen Zufall, sei es, weil geschickte Hände am Werk waren, die seine Reise verzögerten — so langsam, daß ihm eine andere Nachricht zuvorkam, die den Gehorsam überflüssig machte.

ELFTES KAPITEL

AUSWEG UND ENDE

Überall, bei Menschen und bei Göttern, im Schlaf und in der Liebe hatte Caligula nach Halt und Schutz und Ruhe gesucht und sie nirgends gefunden. Dem Müdegehetzten blieb nur mehr eine Zuflucht offen, der Wunsch, die quälende Leerheit in das ewige Nichts hinüberströmen und darin untergehen zu lassen. Seine Angst und seine Gier klammerten sich an das Leben, aber etwas in ihm, das lautlos blieb, aber stärker war als diese beiden, wollte seinen Tod. Von diesem Trieb, der ihn mit sicherer Hand dem Ausgang zulenkte, wurde ihm niemals das Mindeste bewußt; trotzdem diente alles, was er tat, so zusammenhanglos und unsinnig es scheinen mochte, diesem einen, unbewußten Zweck: den Tod herbeizurufen und sich so vor der Verzweiflung und dem Selbstmord zu bewahren.

Um diese Absicht in voller Deutlichkeit zu verstehen, muß man sich zurückrufen, wie überlegt und zweckvoll Caligula vor seiner Thron-

besteigung gehandelt, wie viel Selbstbeherrschung er als halber Knabe bewiesen hatte. Für seine Fähigkeit, Menschen und ihre Motive zu durchschauen und sie für seine Absichten zu benützen, zeugt sein Komplott mit Macro. War ihm das auf dem Thron mit einem Schlag abhanden gekommen, hatte er die längst geläufigen Einsichten plötzlich verloren? Die Antwort vom „Cäsarenwahn", der seine Urteilsfähigkeit weggewischt haben soll, ist keine. Wenn er die unausweichlichen Folgen seiner Handlungsweise auch dort nicht erkannte, wo sie selbst für den Kurzsichtigsten deutlich auf der Hand lagen, so versagte seine Einsicht weder aus Leichtsinn noch aus Verrücktheit, sondern weil er die scheinbar übersehenen Folgen — und damit letzten Endes seinen Tod — unbewußt selbst wollte.

An zwei Dingen hing die Herrschaft, das Principat: an der finanziellen Ordnung des Staatshaushaltes und an der Getreideversorgung Italiens, besonders Roms. Solange diese beiden richtig funktionierten, konnte man allerlei wagen, das hatte schon Augustus klar erkannt und so deutlich gemacht, daß es keiner seiner Nachfolger übersehen konnte.

Eine geordnete Finanzwirtschaft ist immer und überall das Rückgrat der Regierungsmacht

im Staate gewesen. Eine Autorität, die keinen Kredit findet, hat keine Daseinsberechtigung mehr — siehe die Anfänge der englischen Revolution des 17. und der französischen des 18. Jahrhunderts oder die Abdankung des Diktators Primo in unseren Tagen. Im kaiserlichen Rom war die Genauigkeit in diesen Dingen um so wichtiger, als die Zuverlässigkeit der Legionen von der pünktlichen Soldzahlung abhing. Augustus hatte einen Bericht über seine wichtigsten Regierungshandlungen, eine Art politisches Testament verfaßt, und ihn als Inschrift an seinem Mausoleum anbringen lassen. Seine Überschrift lautete: „Die Taten, durch die er den Erdkreis dem Römervolke unterwarf, und die Aufwendungen, die er für den Staat und das römische Volk gemacht hatte." Der erste Kaiser stellte also das, was er auf finanziellem Gebiet geleistet hatte, in eine Linie mit seinen Siegen und der von ihm geschaffenen Verfassungsreform. Tiberius, der eigensinnige Sparmeister, führte eine straffe Neuregelung des Haushaltplanes ein und legte Jahr für Jahr eine größere Summe zurück; bei seinem Tode war ein gewaltiges Kapital vorhanden, das sein Nachfolger ungeteilt erbte.

Caligula mußte genau wissen, daß, wenn nicht an diesem Gelde, so doch an der Aufrechterhaltung

eines geordneten Budgets seine Herrschaft und damit sein Leben hing. Ein Kaiser, der den Staat zahlungsunfähig gemacht hatte, mußte früher oder später abgeschüttelt werden, und da eine bloße Absetzung nicht in Frage kam, war die einzig mögliche Form dieses Abschüttelns — von der in der Folgezeit auch reichlich Gebrauch gemacht wurde — der Meuchelmord. Trotzdem war der ererbte Schatz in alle Lüfte verstreut, als das erste Regierungsjahr noch kaum zu Ende gegangen war. Geld mußte geschafft werden für den kaiserlichen Haushalt und die kaiserlichen Launen und es wurde geschafft, aber auf so willkürliche, kindische und gewaltsame Art, daß niemand an die lange Dauer dieser Abhilfsmethoden glauben konnte.

Das Verhältnis Caligulas zum Gelde war überhaupt sehr eigenartig. Neben der rein sachlichen Beziehung, die sich aus den Vorteilen und Annehmlichkeiten des Geldbesitzes herleitet, schwang noch etwas Anderes, Primitiveres, durchaus Unrationales mit, ein Gefühl, das dem Gold als solchen galt und die körperliche Berührung mit dem leuchtenden Metall fast als Wollust empfinden ließ. Um diese Begierde zu befriedigen, ließ er große Haufen davon aufschütten und schritt mit nackten Sohlen über sie hin und her,

bis er, von solcher teilweisen Berührung ungesättigt, sich in das Gold hineinwarf und darin herumwälzte.

Dementsprechend primitiv waren seine Methoden, das Geld, das er — zum Teil sogar wörtlich — hinausgeworfen hatte, wieder hereinzubringen. Vespasian soll vom Geld gesagt haben, daß es niemals stinke; Caligula bevorzugte geradezu die Einnahmen, an denen ein übler Geruch haftete. In dem „Steuer-Bouquet", das er dem römischen Volke überreichte (lauter kleinliche Maßnahmen, die quälerisch waren und nichts einbrachten), war auch eine Abgabe der Prostituierten nach der Höhe ihres Preistarifes vorgesehen. Es heißt, daß er auf dem Palatin, zu Nutz und Frommen der kaiserlichen Kasse ein Bordell eingerichtet habe, um das Geld möglichst unmittelbar aus dem Schmutz zu holen. Blutiges Geld reizte ihn nicht weniger als schmutziges. Er verschaffte es sich durch Hinrichtungen und Konfiskationen Wohlhabender, die ihm gerade in den Wurf kamen. Die Angst davor veranlaßte manche, ihn öffentlich zum Erben einzusetzen, mit gleichem Anteil wie ihre eigenen Kinder. Caligula nahm das bereitwilligst an, fügte aber öfters den Wink hinzu, es sei eine Verhöhnung des Kaisers, nach seiner Erbeinsetzung

noch lange leben zu wollen und handelte demgemäß, wo der Wink nicht genügte.

Auch die Geldbeschaffung wurde mit der bekannten Kinderei betrieben. Bei allen möglichen Gelegenheiten, z. B. nach der Geburt seiner Tochter oder einfach zu Neujahr, nahm er persönlich Geschenke von Bekannten und Unbekannten an. Nach der Verbannung der Schwestern versteigerte er deren Hausrat und machte sich den Spaß, alle Tricks des berufsmäßigen Auktionators nachzuahmen, zu erklären, wie sehr er bereue, Eigentum des kaiserlichen Hauses an Privatleute zu verschleudern, oder die Bieter zu fragen, ob sie sich nicht schämten, wohlhabender zu sein als der Kaiser. Da ihm dies unterhaltend und einträglich schien, ließ er auch von seinen eigenen Sachen verschiedenes unmodern Gewordene von weither kommen und verfuhr damit ebenso. Als bei einer anderen Auktion ein älterer Herr einschlief und im Schlaf mit dem Kopfe nickte, wies der Kaiser die Ausrufer an, auf dieses Zeichen der Zustimmung Bedacht zu nehmen und als der Schläfer erwachte, sah er sich im Besitz von dreizehn Gladiatoren, für die er gar keine Verwendung hatte, aber um einen erheblichen Geldbetrag ärmer. Solche kleine Burlesken, bei denen er sich ganz als „Bubi"

benahm, gefielen ihm am besten, wenn dabei auch eine kleine Eitelkeit befriedigt wurde. Dem Weltbeherrscher und Gott schmeichelte es merkwürdigerweise, als er durch einen Zufall erfuhr, daß ein reicher Mann aus der Provinz einen Hofbeamten bestochen habe, um der Ehre teilhaft zu werden, auf die Liste der vom Kaiser Eingeladenen zu kommen. Er sandte ihm einen nicht sehr wertvollen Gegenstand, für den er einen immensen Preis verlangte, mit der gleichzeitigen Erlaubnis, an der kaiserlichen Tafel als vom Hausherrn geladener Gast zu erscheinen.

Neben diesem Suchen nach neuen Einnahmequellen ging die unsinnige Vergeudung weiter. Für sein Lieblingsrennpferd war ihm ein Marmorstall, Elfenbeinkrippe und Purpurdecken zu wenig; er schaffte ihm ein ganzes Haus mit Einrichtung und Dienerschaft an, damit im Namen des edeln Tieres Gäste eingeladen und empfangen werden könnten. Für derartige Dinge wurde um so mehr Geld aufgewendet, als sie, kaum ausgedacht, auch schon ausgeführt sein mußten.

Die Abhilfsmittel, die Caligula anwandte, mußten versagen. Es hätte wohl noch andere, wirksamere gegeben: wenn er z. B. von den Juden als Entgelt für den Verzicht auf die Entweihung des Allerheiligsten eine noch so große Summe er-

preßt hätte, so wäre sie aufgebracht worden, und eine solche Steuer hätte ihn nicht einmal unbeliebt gemacht. Aber von derartigen Auswegen wollte er nichts wissen und hören; die Schwierigkeiten wuchsen und wurden zu Unmöglichkeiten, die Grundlage, auf der das ganze Gebäude der Herrschaft stand, wurde immer schwankender. Alle sahen und wußten das — nur der Eine nicht, den es am meisten anging.

Die Brotversorgung des Landes war auch bereits von Augustus fest geregelt worden. Das Ausfuhrland, das die für Italien notwendigen Getreidemengen erzeugte, war Ägypten. Bei der Besetzung des Landes nach der Besiegung des Marc Anton hatte Augustus gefunden, daß die Kanalisierung, auf der die Fruchtbarkeit des regenlosen Landes beruhte, unter den letzten Ptolemäern in Verfall geraten war. Er ließ sie durch seine Soldaten wieder herstellen, sorgte aber auch dafür, daß die Provinz und mit ihr die Sicherstellung der Ernährung Italiens fest in der Hand des Herrschers blieb, um eine dauernde Stütze der kaiserlichen Macht zu bilden. Ägypten wurde deshalb zu einer kaiserlichen Provinz gemacht, deren Statthalter ohne jede Einmischung des Senats vom Kaiser abhing. Überdies wurde noch eine besondere Ausnahmebedingung ge-

schaffen, die für keine andere Provinz galt: Kein Senator und keine Person senatorischen Ranges durfte ohne ausdrückliche Einwilligung des Kaisers den Boden Ägyptens betreten. Tiberius hatte es sogar seinem Neffen Germanicus übelgenommen, daß dieser einen Abstecher nach Ägypten gemacht hatte, ohne ihn formell um Erlaubnis zu bitten.

Caligula verstand den Zweck und die Tragweite dieser Anordnungen sehr wohl; er beabsichtigte auch selbst etwas zu der glatten Abwicklung des Getreide-Imports beizutragen und begann damit, den Hafen von Rhegium an der Südspitze Unteritaliens, wo die ägyptischen Kornschiffe anlegten, besser ausbauen zu lassen. Aber das Werk geriet bald ins Stocken, da er zahlreiche andere — nützliche und überflüssige — in Angriff nahm und die Kräfte zersplitterte. Durch seine Anforderung von Schiffen für plötzliche Launen, wie z. B. die Brücke über den Golf von Bajä, brachte er den Verkehr in Unordnung, und selbst wenn das Getreide da war, fand er es zu Zeiten witzig, die Speicher zu schließen und der Bevölkerung der Hauptstadt — die für diese Art von Scherzen gänzlich unempfänglich war — eine Hungerkur zu diktieren. Begreiflicherweise griff das Gefühl um sich, daß, solange Caligula auf dem Thron sitze, jeden Tag

eine richtige Hungersnot hereinbrechen könnte. Überdies sprach der Kaiser von seinem Plan, seinen Sitz nach Alexandria zu verlegen; wie und ob er dann darauf bedacht sein würde, seine lieben Römer regelmäßig zu füttern, konnten diese leicht erraten.

Eine kaum minder wichtige Sache waren die öffentlichen Spiele. Der Ruf der „kleinen Leute" in Rom nach „Brot und Spielen" ist ja ein vielbenutztes Zitat geworden. Für die Römer der Kaiserzeit waren die Spiele die Erfüllung von Bedürfnissen, die wir auf mannigfaltige Art und Weise und an ganz anderen Stellen befriedigen; sie hatten einen religiösen Unterton, da sie zu Ehren einer Gottheit abgehalten wurden und mit einem Opfer begannen; im übrigen leisteten sie das, was heute Ausstattungsrevue und Boxring, Wettrennen und Radio, Kino und Sportrubrik, Menagerie und Sensations-Première bieten. Es ist nicht zu verwundern, daß die Römer große Stücke darauf hielten, so daß die Veranstaltung der Spiele immer unter den wichtigsten Tathandlungen aufgezählt wird. Ihre Organisation war eine schwierige Angelegenheit, die von langer Hand vorbereitet werden mußte und viel Geld kostete. Wollte man z. B. dem Volk statt der schon sattsam

bekannten afrikanischen Löwen Königstiger bieten, die von Indien herbeigeschafft werden mußten, so brauchte die Reise hin und zurück, selbst nach Entdeckung der günstigen Fahrtwinde, mindestens ein Jahr und war mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft.

Gerade in dieser Hinsicht hatte man auf den jungen Kaiser die kühnsten Hoffnungen gesetzt und sie wurden in mancher Hinsicht noch übertroffen. Für die sportlichen Leistungen war er Kenner und Liebhaber und die Gesamtatmosphäre, in der sich Spielerisches und Blutiges vermischten, sagte ihm höchlich zu. Seinen extravaganten Einfällen waren allerhand Überraschungen zu danken, z. B. nächtliche Spiele bei einer großartigen künstlichen Beleuchtung oder eine ganz neuartige Dekorierung der Arena. Freilich dauerte es nicht lange, bis sich Störungen geltend machten. Die Leute merkten bald, daß der Mann, der ihnen diese herrlichen und abwechslungsreichen Belustigungen bot, für sie dieselben Gefühle hegte, die sie für die Gladiatoren und Tiere in der Arena empfanden, denen sie beim Einzug applaudierten, um sich bald darauf an ihren Wunden und Schmerzen zu ergötzen. Nichts von dem Kameradschaftlichen konnte aufkommen, das gemeinsame Freude wenigstens für ein

paar flüchtige Augenblicke herzustellen pflegt; alle zusammen und jeder einzeln fühlten sie, daß sie in der nächsten Minute gezwungen werden könnten, aus Zuschauern zu Mitspielern zu werden, wenn die Lust am Quälen den Kaiser überkam. Eine allzu stürmische oder unrichtig angebrachte Beifallsbezeigung konnte im Handumdrehen zu einer Katastrophe führen. Der Kaiser hatte seine persönlichen Lieblinge, bevorzugte bei den Gladiatoren bestimmte Bewaffnungstypen und gehörte mit der ihm eigenen launischen, aber vehementen Hingabe einem Rennklub an, dessen Gespanne die grüne Farbe führten. Seine Parteinahme für diese Auserwählten war so eigensinnig und leidenschaftlich, daß er in helle Wut geriet, wenn die Zuschauer es wagten, der Gegenseite Beifall zu geben. Das war den Römern zu viel. Wenn sie auch im Zirkus nicht mehr das Recht auf freie Meinungsäußerung haben sollten, wenn das aufgeregte Hin und Wider, das doch den Hauptspaß ausmachte, wegfiel und statt dessen alles eine von vornherein festgesetzte langweilige Affäre wurde — dann war ihnen ihr Lieblingsvergnügen gründlich verdorben. Auch auf diesem, seinem eigensten Gebiete hätte man Caligula lieber heute als morgen verschwinden gesehen.

Beim Volk und im Senat hatte der Kaiser jeden Halt verloren, nun brauchte er nur noch den Ärger und die Abneigung der Soldaten zu erregen, dann hatte er das Ziel erreicht, überall Feinde zu haben. Es gelang ihm auch wirklich, mit Hilfe eines anscheinend ganz oberflächlichen Augenblickseinfalles, der aber in Wahrheit ein Stück seines unbewußten Selbstzerstörungsplanes war. Auf einer Landpartie ließ irgend jemand in der Umgebung des Kaisers die Bemerkung fallen, es werde bald nötig sein, die Zahl der germanischen Leibwächter (sie gehörten dem Volk der Bataver an) wieder auf die vorgeschriebene Höhe zu bringen. Caligula erklärte sofort, er werde dies auf die einfachste Weise bewerkstelligen, nämlich durch die Eroberung Germaniens. Diese Tat, die sein Vater vergeblich versucht hatte, reizte seine Phantasie mit einem Schlage mehr als alles andere und er begann mit gewohntem Ungestüm ans Werk zu gehen. Er gab den Legionen und Hilfstruppen den Befehl, sich mit größter Beschleunigung auf Kriegsstand zu setzen und in Gallien zu konzentrieren, machte sich auch selbst sogleich auf den Weg, wobei er, wie immer zwischen Gegensätzen schwankend, bald so eilig war, daß die Prätorianer kaum mitkommen konnten, bald so bequem, daß

er die Straße durch die Bewohner der anliegenden Ortschaften sprengen ließ. So kam er ins Lager, in dieselbe Umgebung, wo er seine ersten Jugendjahre verlebt und den Vater im Glanze frühen Heldentums gesehen hatte. Vielleicht war es dieser Kontrast, der innerlich an ihm fraß, vielleicht seine unbewußte Absicht — jedenfalls benahm er sich gegen die Soldaten so gehässig und herausfordernd wie irgend möglich. Ohne jede Spur von der Gutmütigkeit, deren er sonst gelegentlich fähig war, bestrafte und beschimpfte er Offiziere und Mannschaften, die gerade durch ihre strenge Disziplin für Ungerechtigkeiten höchst empfindlich gemacht waren. Die Feindseligkeit gegen seine alten Freunde gipfelte in dem Plane, die Legionen, die seinerzeit an der Rebellion teilgenommen hatten, um seinen Vater Germanicus an Stelle des Tiberius auf den Thron zu setzen, für dieses, nun volle fünfundzwanzig Jahre zurückliegende Verbrechen zu bestrafen. Es waren, wenn auch nicht mehr dieselben Männer, so doch dieselben Truppenkörper, die damals den kleinen Caligula nicht fortlassen wollten und bei seinem Anblick plötzlich kleinlaut und nachgiebig geworden waren. Das sollte jetzt alles nichts helfen, der Sohn wollte sie für ihre allzu stürmische Anhänglichkeit an den Vater büßen

lassen, und zwar — wie er überhaupt nicht für halbe Maßregeln war — mit dem Tode aller oder wenigstens jedes zehnten Mannes. (Dieses Disziplinarmittel, die Dezimierung, war das strengste im römischen Heere, das in schwersten Fällen, wie Aufruhr oder Feigheit vor dem Feind angewendet wurde.) Es lag nicht an ihm, wenn seine Absicht nicht zur Ausführung kam. Er hatte bereits die zu Bestrafenden von Reiterei einschließen lassen, aber ehe er sich ans Werk machen konnte, witterten die Soldaten ein Unheil und machten sich zum Widerstand bereit — worauf er den schönen Plan fallen ließ, sein Pferd bestieg und eiligst davonritt.

Überhaupt hätten ihm die Soldaten die Strenge und vielleicht sogar die Ungerechtigkeit verziehen, wenn er sich als persönlich tapfer und als tüchtiger Führer erwiesen hätte. Statt dessen zeigte er bei mehr als einem Anlaß seine Feigheit und inszenierte, statt wirklich Krieg zu führen, eine seiner Komödien. Diese neueste war aber im Kontrast zu dem Ernst der Umgebung so läppisch und albern, daß die Soldaten, die sich in ihrem Führer selbst beschämt fühlten, sie nur zähneknirschend ertrugen.

Anstatt ins Feindesland vorzurücken, schickte er eine Anzahl Germanen, die sich im Lager

fanden, hinüber. Dann ließ er sich beim Essen von einem Boten melden, der Feind rücke an, setzte sich zu Pferde und verfolgte mit seinen Freunden den „Feind". Eine genaue Nachahmung des Knabenspiels, das die Kinder bald „Hirsch und Jäger" nennen, bald „Räuber und Gendarm" — nur mit größerem Ernst ausgeführt. Die wieder Eingefangenen wurden natürlich mit großem Halloh ins Lager zurückgebracht.

Das einzige wirkliche Ereignis, auch dies nicht eben von großer Tragweite, bestand darin, daß der Sohn eines britannischen Häuptlings, der sich mit seinem Vater zerstritten hatte, angezogen von dem Glanz des kaiserlichen Namens, mit einigen Anhängern um Schutz und Rache flehend ins Lager kam. Dieses, bei einer Kolonialarmee nicht ungewöhnliche Begebnis behandelte Caligula so, als habe er eine welthistorische Tat vollbracht. Boten wurden nach Rom gesandt, die dem feierlich versammelten Senat die große Neuigkeit melden und damit den späteren Triumph vorbereiten sollten. Dann führte er seine Truppen an die Küste, und da sich hier nichts weiteres ergab, befahl er ihnen, Muscheln aufzulesen und sie in ihren Helmen zu sammeln als „dem Ozean abgerungene Beutestücke, die wir dem Capitol und dem Palatin

schulden". Um die Situation wenigstens einigermaßen zu retten, versprach er ein Geldgeschenk für jeden Teilnehmer der Expedition und ließ sie wieder abmarschieren.

Mitten in diesem Unsinn gab es höchst ernsthafte Angstanfälle, die den Kaiser in den Augen der Soldaten noch weiter blamierten. Einmal gelangte er bei einer solchen Panik an eine Brücke, die durch das Gedränge von Fußgängern, Wagen und Gespannen verstopft war. Um nur schnell hinüberzukommen, ließ er sich über die Köpfe der Leute von Hand zu Hand reichen und kam mehr wie ein Postpaket als wie ein Kaiser drüben an.

Der Farce dieses Feldzuges sollte ein ihrer würdiger Triumph folgen. Da es nicht genug germanische Überläufer gab, wurden Gallier ausgewählt, die sich den Bart wachsen und die Haare blond färben mußten, um beim Triumphzug gefangene Germanenfürsten darzustellen. Vorsichtsweise erhielten sie sogleich germanische Namen und wurden angehalten, sich einige Sprachkenntnisse zu erwerben.

Plötzlich änderte Caligula wieder seinen Sinn und wollte von dem Triumph nichts mehr wissen. Vielleicht schreckte ihn die Erinnerung an den echten Triumph, der seinem Vater nach dem

Krieg mit wirklichen Germanen zuerkannt worden war, und er verlor die Lust, den Triumphwagen zu besteigen, der ihn einst an der Seite des Vaters durch die jubelnde Stadt geführt hatte. Er begnügte sich mit der Ovatio, einer geringeren Ehrung, bei der der Gefeierte zu Pferde, statt im Wagen einzog. Der Einzug fand am 31. August des Jahres 40 unserer Zeitrechnung statt; an diesem Tage begann Caligula sein 29. und letztes Lebensjahr.

Der Verzicht auf den Triumph, ob er nun von dem Schatten des Vaters erzwungen war oder aus anderen Gründen kam, verbitterte sein Gemüt noch mehr. Schon während des sogenannten Feldzuges hatte er ausfällig nach Hause geschrieben und sich beklagt, daß die Römer es sich wohl sein ließen, in den Zirkus und ins Theater gingen, während ihr Kaiser an der Front weile und allen Mühsalen und Entbehrungen des Krieges ausgesetzt sei. Bei der Heimkehr wandte sich sein Zorn vor allem gegen den Senat. Er ließ die Erklärung bekanntmachen, er kehre nur für die zurück, die ihn liebten, für das Volk und das höhere Bürgertum; mit dem Senat, d. h. mit dem Adel, wolle er nichts mehr zu tun haben. Den Abgesandten, die ihn zur baldigen Rückkehr aufforderten, antwortete er, in ominöser

Weise mit dem Knauf seines Schwerts spielend: „Ich komme, oh ich komme schon, und dies hier kommt mit." Er hatte sich zwei Notizbücher angelegt, in denen zahlreiche Namen verzeichnet waren; das eine dieser Bücher trug die vielsagende Aufschrift: „Schwert", das andere die nicht minder deutliche: „Dolch".

In diese Zeit, wahrscheinlich nur einige Wochen nach der Rückkehr von der „Front", fällt der Empfang der Gesandtschaften aus Alexandria. Für Außenstehende unmerkbar, hatte die Atmosphäre des Hofes begonnen, sich zu trüben und undurchsichtig zu werden. Hinter diesen Nebelschleiern brütete irgend etwas Unheimliches — die Zeit war für Verschwörungen reif geworden, Caligula selbst hatte sie reifen lassen.

Jetzt fühlte er die Todeswünsche seiner nächsten Umgebung wie eine langsam pressende Hand an seiner Kehle und suchte sich vergeblich Luft zu verschaffen. Andere sollten ihm mit einem Male das Recht zu leben geben, das er sich selbst insgeheim absprach. So kam es, daß er Verdächtige, von denen er glaubte, daß sie gegen sein Leben konspirierten, nicht aufs Schaffott schickte, sondern zu sich rief und ihnen — allerdings mit verlogenem Pathos, denn ihm wurde alles Theaterspiel — erklärte: „er sei bereit,

sich freiwillig den Tod zu geben, wenn sie meinten, daß er ihn verdient habe."

An Verschwörungen, von denen einige ernst gewesen sein mögen, hatte es auch vorher nicht gefehlt. Die letzte war während des Aufenthaltes in Gallien aufgedeckt worden, eben jene, bei der die beiden Schwestern des Kaisers beteiligt gewesen sein sollten, und für die sie in die Verbannung geschickt wurden. Im Mittelpunkt stand einer der Intimsten des Kaisers, ein junger Mann namens Aemilius Lepidus, von dem man erzählt, er sei gleichzeitig der Geliebte Caligulas und der Liebhaber von dessen Schwester Agrippina (der jüngeren, Mutter Nero's) gewesen. Er wurde hingerichtet.

Die Verschwörung, die sich jetzt entwickelte, war von viel gefährlicherer Art. Ihr Führer war kein Lustknabe, sondern ein Soldat; was noch an Hindernissen bestand, räumte der Kaiser selbst fort. Mit derselben Sicherheit, mit der er den Weg schritt, der zu seiner Ermordung führen mußte, wählte er selbst auch den Mann aus, den er unwissentlich zu seinem Mörder bestimmte.

Unter den höheren Offizieren der Prätorianer, die durch ihre Stellung in den Palast und in ständige Berührung mit der kaiserlichen Person ge-

bracht wurden, war einer mit Namen Cassius Chaerea, ein nicht mehr junger Mann von strenger, im Ehrenpunkt besonders empfindlicher Gesinnung, wie sie älteren Offizieren nach einem unter der Fahne und bei gleichmäßiger Erfüllung engster Pflichten zugebrachtem Leben eigen zu sein pflegt. Diesen alten Haudegen, der sich vor 25 Jahren bei der Niederwerfung der von Caligula noch nachträglich übelgenommenen Militärrevolte beim Tode des Augustus besonders hervorgetan hatte, begann der Kaiser ohne ersichtlichen Grund und Anlaß auf jede erdenkliche Weise zu reizen und zu verspotten. Er, der sich bei seinem Feldzug gegen einen imaginären Feind zu wiederholten Malen höchst unheldenhaft benommen hatte, dessen Männlichkeit überhaupt auf unsicheren Füßen stand, fand eine boshafte Genugtuung darin, den im Dienst ergrauenden Kriegsmann als weibisch und unmännlich zu verhöhnen. Wenn Chaerea an die Reihe kam, die Parole vom Kaiser zu verlangen, gab ihm Caligula Worte, die ein ernster Soldat nicht ohne Scham seinen Untergebenen weitersagen konnte, weil sie mit der Absicht gewählt waren, ihn lächerlich zu machen. Solche Parole-Worte, die dem dienstlichen Ton Hohn sprachen, waren z. B. „Priapus“ oder „Venus“. Wenn Chaerea dem Kaiser bei beson-

deren Anlässen die Hand küssen mußte, — was ihm, der den Dienst unter Augustus gelernt und unter Tiberius ausgeübt hatte, wahrscheinlich schon an und für sich schwer genug fiel — dann beliebte es diesem, der dargebotenen Hand eine unanständige Form (wahrscheinlich die einer „Feige") zu geben. Der immer wieder Bloßgestellte und lächerlich Gemachte ballte heimlich die Faust und faßte den tiefsten Haß gegen den mutwilligen Schänder seiner Ehre. Ob es Caligula wirklich entging, daß er sich unter denen, die ihn beschützen sollten, einen Todfeind gemacht hatte? Es ist kaum glaublich, aber jedenfalls handelte er so, als ob eine solche Gefahr für ihn nicht existiere. Der Feigling schien auf einmal tollkühn geworden. Er sah nichts, weil er nichts sehen wollte.

Der Haß Chaereas wurde erst gefährlich, als die Ansicht um sich zu greifen begann, daß Caligula ein Schädling sei, der beseitigt werden müsse, wenn nicht alles und alle zugrunde gehen sollten. Von verschiedenen Seiten her begannen sich die Verschwörungen anzuspinnen; die einen wollten den Staat retten, womöglich bei dieser Gelegenheit die Republik wiederherstellen, andere unschuldig hingerichtete Verwandte und Freunde rächen, die meisten sich selbst sichern vor den

zerstörenden Launen des Kaisers, die sie jeden Tag treffen konnten. Alle diese vereinigten sich zu einem Bündnis, dessen Absicht, den Kaiser zu ermorden, nicht einmal sonderlich geheim gehalten wurde. Caligula hatte so sicher auf dieses Ziel hingesteuert, daß sich kaum irgend jemand an seinem Hofe fand, der ein starkes Interesse daran gehabt hätte, die Verschwörung aufzudecken. Selbst seine nächsten Vertrauten zogen es vor, untätig zuzusehen, statt ihn zu warnen, teils, weil auch sie sich nicht völlig sicher vor ihm fühlten, teils, weil sie in seinen früher oder später unvermeidlichen Sturz nicht mit hineingezogen werden wollten.

Trotzdem war das Unternehmen keineswegs ungefährlich. Die Person des Kaisers wurde von einer germanischen Leibwache umgeben, deren Treue außer Zweifel stand. Da sie die Sprache des Landes nicht erlernten, so war jede Beeinflussung durch Agitation oder Intrige unmöglich. Für den reichlichen Sold, den sie erhielten, lieferten sie ehrlich und genau das Bedungene: Die Bewachung des Kaisers bei Tage und Nacht, auf allen seinen Wegen, auch die durchaus privaten mit eingeschlossen. Ob der von ihnen Beschützte gut oder böse war, kümmerte sie nicht, es bildete keinen Teil ihres Vertrages. Um an den Kaiser

heranzukommen, mußte also eine der seltenen Gelegenheiten gefunden und benützt werden, wo ihn seine Leibwache nicht unmittelbar umgab. Auch wenn dies gelang, war die Tat nur mit dem Einsatz des eigenen Lebens möglich, wie die Folge bewies. Kaum einer der Verschworenen kam mit dem Leben davon. Sie wurden teils an Ort und Stelle von den Leibwächtern niedergemacht, teils später von dem Nachfolger Caligulas, der aus Gründen der eigenen Sicherheit den Kaisermord nicht unbestraft lassen wollte, hingerichtet.

Cassius Chaerea sah diese Folgen voraus, aber sein Wunsch, sich zu rächen und seine Ehre wieder rein zu waschen, war stärker als seine Liebe zum Leben. Er stellte sich in den Mittelpunkt der Verschwörung und verlangte, daß man ihm vor allen anderen die Ausübung der Tat überlasse. Seine Stellung, sowie seine oft bewiesene Kaltblütigkeit ließen ihn als den Geeigneten erscheinen. Man stellte es ihm anheim, Ort und Zeit für die Tat festzusetzen.

In nächster Zeit — es war im Januar — fanden die palatinischen Festspiele zu Ehren des Augustus statt. Dies waren nicht die großen Spiele, die seinerzeit zu Ehren der Rückkehr des Augustus aus dem Orient eingeführt und im Oktober abgehalten wurden, sondern auf einen kleineren Kreis

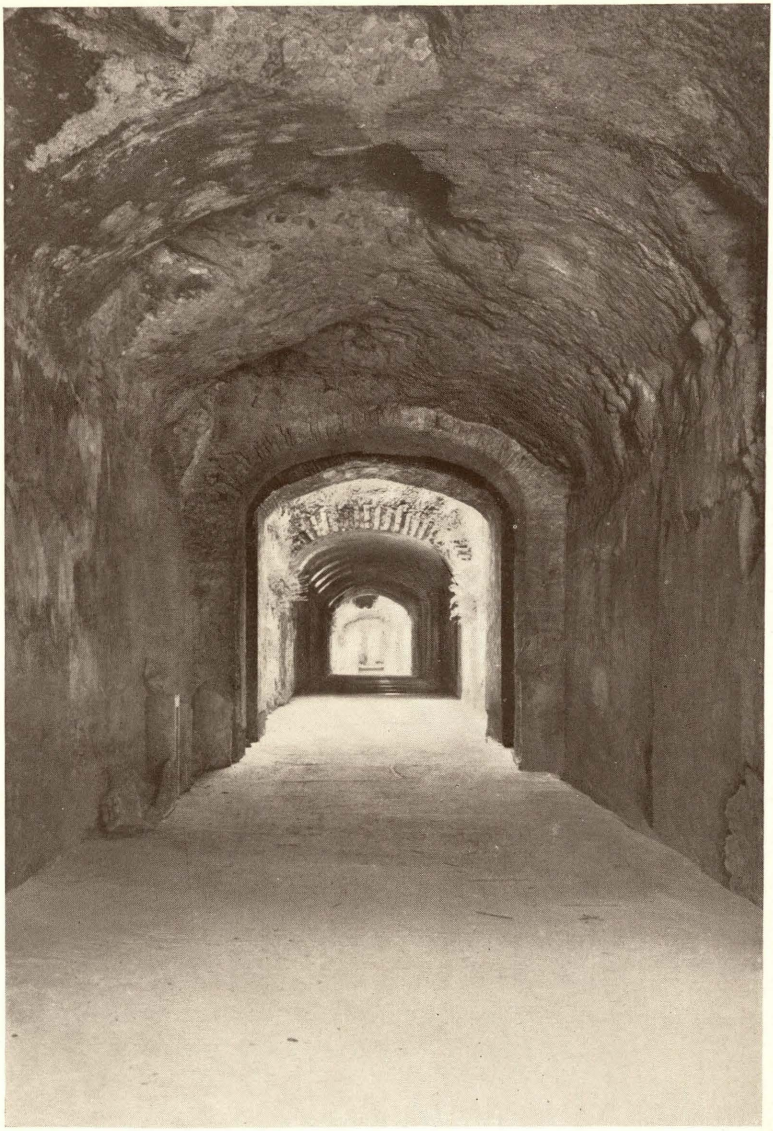
von Zuschauern beschränkte, die Tiberius und Livia nach dem Tode des Augustus begründet hatten. Sie fanden auf dem Palatin, unmittelbar vor dem Kaiserschloß in einer zu diesem Zweck aus Balken und Brettern aufgeschlagenen Arena statt. Es war eine intime Veranstaltung, zu der das Volk keinen Zutritt hatte, sondern nur die Familien senatorischen Ranges und die höhere Bourgeoisie. Die Spiele dauerten drei Tage, von denen jeder mit einem Opfer zu Ehren des Augustus begonnen wurde.

Bei dieser Gelegenheit, wo sich ein zwangloses Ein- und Ausgehen vom Palast in die Arena und wieder zurück von selbst ergab, hoffte Chaerea den Kaiser zu fassen. Aber schon waren drei Tage vergangen, ohne die erwünschte Möglichkeit zu bieten. Das Schicksal wollte es, daß diesmal ausnahmsweise noch ein vierter Tag — der 24. Januar des Jahres 41 — hinzugefügt wurde. An diesem Tage mußte es geschehen, sonst war die Gelegenheit für lange hinaus, vielleicht für immer versäumt.

Dem Kaiser war inzwischen neben der allgemeinen Warnung, die darin lag, daß er sich seine ganze Umgebung zu Todfeinden gemacht hatte, noch ein spezieller und fast unzweideutiger Hinweis auf eine ihm drohende Gefahr zuteil ge-

worden. Das Orakel von Antium, auf das er schon deshalb, weil es aus dem Heiligtum seiner Geburtsstadt stammte, besonders viel hielt, hatte ihn gewarnt, vor einem Cassius auf der Hut zu sein, aber sein unbewußter Wunsch, der sich den Mörder gewählt hatte, ließ ihn völlig übersehen, daß ein Cassius — Cassius Chaerea — in seiner nächsten Umgebung weilte, und daß er alles in seinen Kräften stehende getan hatte, um diesen Cassius für sich gefährlich zu machen. Statt dessen verfiel er mit einer Blindheit, die sich nur als „Fehlhandlung" verstehen läßt, auf einen ferne in der Provinz Kleinasiens weilenden Cassius — der Cassius Longinus hieß —, und gab den Befehl zu dessen Beseitigung. Dieser Cassius Longinus war wahrscheinlich der Gatte seiner Schwester Drusilla gewesen, was möglicherweise zur Irreführung seines Willens auch beitrug.

So brach der vierte Tag der palatinischen Spiele an; der Kaiser brachte das Opfer dar und lachte darüber, daß er dabei das Kleid eines Danebenstehenden mit Blut bespritzte. Er nahm dann seinen Platz ein und sah in bester Laune den Spielen zu. Es waren zwar nur Theateraufführungen, keine Kämpfe, aber trotzdem wurde dabei reichlich Blut vergossen — durch einen Trick des Schauspielers wirkliches Blut —, so daß die Bühne



GANG IM KAISERPALAST AUF DEM PALATIN

ganz damit bespritzt war, was die gute Laune des Kaisers noch förderte. Die ganze Hoffnung der Verschworenen war darauf gerichtet, daß er während der Spiele die Arena verlassen und in den Palast gehen würde. Da sie wußten, daß er an diesem Tage noch nicht gebadet und auch keine Speise zu sich genommen hatte, war diese Hoffnung nicht unbegründet. Geschah dies, so hing sehr viel davon ab, ob der Kaiser den breiten Haupteingang benützen oder durch eine Seitenpforte eintreten würde. Chaerea wartete draußen vor dem Palast, einige der Verschworenen hielten ihn auf dem Laufenden über das, was der Kaiser vornahm. Einer von diesen wollte eben hinausgehen, um Chaerea zu informieren, da hielt ihn Caligula mit einem spaßhaft gemeinten: wohin mein Bester? am Gewandzipfel zurück, so daß er voller Angst, der Kaiser ahne etwas, wieder Platz nehmen mußte.

Endlich entschloß sich Caligula, sei es von selbst, sei es auf Anraten eines der Verschworenen, in den Palast zu gehen, um sein Bad zu nehmen. Mit ihm erhoben sich einige andere, darunter sein Onkel Claudius. Diese gingen durch den Haupteingang, Caligula wählte die Nebenpforte, die zu einem schmalen Gang führte. Noch einen letzten Aufenthalt und Zweifel gab es: Im Vestibül

wartete eine Schar adliger Knaben, die von Asien gekommen waren, um bei diesen Spielen aufzutreten. Der Kaiser, dessen Interesse für künstlerische Darbietungen schnell geweckt war, hielt sich bei ihnen auf, ließ sich einiges vorführen und begann zu kritisieren und zu verbessern. Immer bereit, der nächsten Anregung nachzugeben, forderte er die Knaben auf, sogleich ins Theater zu kommen und ihre Künste zum Besten zu geben. Der Anführer entschuldigte sich und bat, noch ein wenig zu warten, da sie die römische Winterkälte nicht gewöhnt seien. So verzichtete Caligula und betrat den engen Gang, der nach dem Bad führte, wo es den Verschworenen ein Leichtes war, sich so an ihn heranzudrängen, daß die Leibwächter am Eingang zurückbleiben mußten. Hier trat Chaerea an ihn heran und erbat die Parole. Caligula nannte den Namen „Jovis", des Himmelsherrn. Chaerea zog das Schwert und rief: „Es soll gelten, da hast du's." Mit diesen Worten schlug er auf ihn ein. Nach einer anderen Version soll Chaerea ihn von hinten angegriffen haben, als er noch mit den Knaben sprach. Caligula, an der Schulter getroffen, fiel hin und rief, er lebe noch, als wäre er sicher, daß Freunde um ihn seien, die den Lebenden beschützen wollten. Die anderen Verschwörer stürzten sich über ihn und jeder wollte sein Schwert

in sein Blut tauchen. Als sich das Getümmel löste und die Leibwächter hinzudrangen, war nur ein zerfetzter Leichnam übrig.

Es wird behauptet, daß einige sich dazu hinreißen ließen, seine Geschlechtsteile zu verstümmeln; nach anderen Berichten soll ein Teil der Mörder im Rausch der Wut von seinem Fleisch gefressen haben. So verschieden die beiden Berichte sind, so deuten sie doch auf dieselbe Grundtatsache hin: Caligula war durch seine hemmungslose Wildheit dem Ahnherrn aller jener Götter, die er spielen wollte, ähnlich geworden: dem Totemtier, und in jenem Augenblick größter Entspannung, als sein Blut unter ihren Streichen floß, trieb ein Etwas seine Mörder, darauf einzugehen und ihrerseits nach den primitivsten, längst verdrängten und vergessenen Gesetzen zu handeln. Für eine kleine Spanne Zeit war aus den vornehmen und kultivierten Römern eine Horde kannibalischer Urmenschen geworden, die ihren gefürchteten Gebieter gemeinsam überwältigten, kastrierten und fraßen.

Damit war die Epoche Caligulas zu Ende. Aber obgleich diese Regierung nur drei Jahre und neun Monate gedauert hatte, obgleich man alles, was ihr angehörte, vernichtete — Caligulas Weib und Kind wurden ebenfalls getötet —, obgleich man

an seine Stelle den philosophischen Claudius setzte, der alle seine Verfügungen und Beschlüsse aufhob, — das, was geschehen war, ließ sich trotz allen Bemühungen nicht auslöschen und ungeschehen machen. Das ewig unausrottbar gebliebene Vor-Menschliche, das Bestialische, dessen Unterjochung die Hauptaufgabe aller Zivilisation ist, hatte stets irgendwo gelauert, sich immer da und dort aus seinem Schlupfwinkel hervorgewagt, aber mit Caligula war es hinausgetreten an das Tageslicht, hatte sich frech auf den höchsten Platz gestellt und sich auf den Thron der Weltherrschaft gesetzt, vor dem sich die Völker in Anbetung neigten. Von nun an trug die antike Welt das Zeichen des Tieres.

NACHWORT

Chétifs mortels, qui péchez sans plaisir....

Voltaire, La Pucelle. Chant VI

INHALT

Seite

Das Kaiserhaus 7
Tiberius 17
Die Zeit 43
Der Kaufpreis 62
Der Zugriff 82
Bubi ist brav 98
Reliqua ut de monstro 106
Schwester und Geliebte 128
Verwandlungen 144
Bubi und Jehova 157
Ausweg und Ende 175

Mit einer Titelzeichnung von Hans Aufseeser, Berlin und 4 Bildtafeln im Text. Die Abbildungen neben Seite 56 und 200 nach Aufnahmen von Alinari Florenz.

Sedes Publ. 17

PITTSBURGH PSYCHOANALYTIC
SOCIETY LIBRARY

ERNST BENKARD

DAS EWIGE ANTLITZ

Eine Sammlung von Totenmasken vom 15. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit

Mit 6 Textabbildungen
und 129 ganzseitigen Tafeln
Dritte, vermehrte Auflage
Geh. M 12.—, in Leinen geb. M 15.—

Welch ein ergreifendes Buch ist das! Eine Zauberhand beleuchtet den Weg, der von der Menschheit vor dir zurückgelegt worden ist. Jene waren zu Hause bei den Müttern. Wo gäbe es ein Buch wie dieses, es läßt dich nicht los, weil seine Eindrücke urgewaltig die Seele fesseln.

(F. Muckermann S. J., im „Gral")

FRANKFURTER
VERLAGS-ANSTALT A.-G.

LEBENDIGE GESCHICHTE

MAURICE PALÉOLOGUE

DREI DIPLOMATEN

Talleyrand · Metternich · Chateaubriand. Mit 4 Bildnissen. In Leinen M 6.50

Diese meisterhaften Porträts der drei Vertreter einer genialischen Staatskunst im Rahmen des Napoleonischen Helden-Epos, das den Nährboden ihrer abenteuerlichen Existenz abgab, belegen aufs neue die schon bestens bekannte Darstellungskunst Paléologues. Ein Meisterstück knappster Formulierung und wertender Menschenbetrachtung. *Neue Zürcher Zeitung*

ALBERT FLAMENT

MANETS LEBEN

Ein biographischer Roman · Mit 16 Abbildungen nach alten Photographien und nach Werken des Malers · Geheftet M 7.—, in Leinen geb. M 8.50

Der sanfte, klar geschriebene Bericht nicht allein des Lebens dieses Manet; das Paris von 1840 bis 1880 wird sehr lebendig. Ein zärtlich geschriebener, zärtlich wirkender Roman. *Berliner Tageblatt*

Ein reizvolles Buch in jener glücklichen Mittellage erzählt, die die Franzosen nun einmal meist vor uns voraushaben, mit einem guten Auge für Bild und Leben. *Die Literar. Welt*

HERMANN PINNOW

DEUTSCHE GESCHICHTE

Volk und Staat in 1000 Jahren. Mit 32 ganzseitigen Abbildungen
Geheftet M 9.50, in Leinen M 12.50, in Halbpergament M 18.—

Klar, klug, kenntnisreich, heutig! Eine Lebensgeschichte des deutschen Volkes.
Berliner Montagspost

Pinnow beherrscht die Technik der Perspektive in genügendem Maß, so daß ihm die wirkliche Proportion zwischen Idee und Tatsache nicht entgeht. Ein lebendiges und anschauliches Buch, geschrieben von einem, der das Werden fühlt und begreifen will, wie wir geworden sind. *Die Literarische Welt*

Knapp, schlicht, gegenwartsbewußt. *Westermanns Monatshefte*

DIE KUNST DER ETRUSKER

VON HANS MÜHLESTEIN

DIE URSPRÜNGE. Mit 238 meist ganzseitigen Abbild. Geh. M 24.—, in Leinen M 27.—

Mühlestein spricht am richtigen Ort von Kleists Penthesilea, und so kann man auch am besten die entschlossene untergangsbewußte Wildheit dieser Kunstwerke, die in vortrefflichen Abbildungen wiedergegeben sind, im literarischen Gleichnis beschreiben.
Dr. v. Grolmann, Karlsruher Zeitung

Eine historische Vision, gegründet auf einer imposanten Forschungsarbeit und doch in ihren Formulierungen gedanklich und sprachlich jeden Augenblick ins Dichterische übergreifend. *Dr. Gantner, Münchner Neueste Nachrichten*

Vom gleichen Verfasser erschien:

ÜBER DIE HERKUNFT DER ETRUSKER. Geheftet M 5.—

Diese Schrift weist den Etruskern die gebührende Rolle in unserem Geschichtsbild zu.

Über unsere übrigen neuen und älteren Werke unterrichtet unser Verlagskatalog, den wir zu verlangen bitten

FRANKFURTER VERLAGS-ANSTALT
UND JULIUS BARD VERLAG · BERLIN

BUBI
CALI-
GULA

VON
HANNS
SACHS

BUBI
DIE LEBENSGESCHICHTE DES CALIGULA

VON
HANNS SACHS

BUBI
CALI-
GULA

VON
HANNS
SACHS

BUBI

DIE LEBENSGESCHICHTE DES CALIGULA

VON

HANNS SACHS

ERNST
BENKARD

DAS EWIGE ANTLITZ

Eine Sammlung
von Totenmasken vom
15. Jahrhundert
bis zur neuesten Zeit

Mit 6 Textabbildungen
und 129 ganzseitigen Tafeln
Dritte, vermehrte Auflage
Geh. M 12.—, in Leinen geb. M 15.—

Welch ein ergreifendes Buch ist das! Eine Zauberhand beleuchtet den Weg, der von der Menschheit vor dir zurückgelegt worden ist. Jene waren zu Hause bei den Müttern. Wo gäbe es ein Buch wie dieses, es läßt dich nicht los, weil seine Eindrücke urgewaltig die Seele fesseln.

(F. Muckermann S. J., im „Gral")

FRANKFURTER
VERLAGS-ANSTALT A.-G.

LEBENDIGE GESCHICHTE

MAURICE PALÉOLOGUE

DREI DIPLOMATEN

Talleyrand · Metternich · Chateaubriand. Mit 4 Bildnissen. In Leinen M 6.50

Diese meisterhaften Porträts der drei Vertreter einer genialischen Staatskunst im Rahmen des Napoleonischen Helden-Epos, das den Nährboden ihrer abenteuerlichen Existenz abgab, belegen aufs neue die schon bestens bekannte Darstellungskunst Paléologues. Ein Meisterstück knappster Formulierung und wertender Menschenbetrachtung. *Neue Zürcher Zeitung*

ALBERT FLAMENT

MANETS LEBEN

Ein biographischer Roman · Mit 16 Abbildungen nach alten Photographien und nach Werken des Malers · Geheftet M 7.—, in Leinen geb. M 8.50

Der sanfte, klar geschriebene Bericht nicht allein des Lebens dieses Manet; das Paris von 1840 bis 1880 wird sehr lebendig. Ein zärtlich geschriebener, zärtlich wirkender Roman. *Berliner Tageblatt*

Ein reizvolles Buch in jener glücklichen Mittellage erzählt, die die Franzosen nun einmal meist vor uns voraushaben, mit einem guten Auge für Bild und Leben. *Die Literar. Welt*

HERMANN PINNOW

DEUTSCHE GESCHICHTE

Volk und Staat in 1000 Jahren. Mit 32 ganzseitigen Abbildungen
Geheftet M 9.50, in Leinen M 12.50, in Halbpergament M 18.—

Klar, klug, kenntnisreich, heutig! Eine Lebensgeschichte des deutschen Volkes.
Berliner Montagspost

Pinnow beherrscht die Technik der Perspektive in genügendem Maß, so daß ihm die wirkliche Proportion zwischen Idee und Tatsache nicht entgeht. Ein lebendiges und anschauliches Buch, geschrieben von einem, der das Werden fühlt und begreifen will, wie wir geworden sind. *Die Literarische Welt*

Knapp, schlicht, gegenwartsbewußt. *Westermanns Monatshefte*

DIE KUNST DER ETRUSKER

VON HANS MÜHLESTEIN

DIE URSPRÜNGE. Mit 238 meist ganzseitigen Abbild. Geh. M 24.—, in Leinen M 27.—

Mühlestein spricht am richtigen Ort von Kleists Penthesilea, und so kann man auch am besten die entschlossene untergangsbewußte Wildheit dieser Kunstwerke, die in vortrefflichen Abbildungen wiedergegeben sind, im literarischen Gleichnis beschreiben.
Dr. v. Grolmann, Karlsruher Zeitung

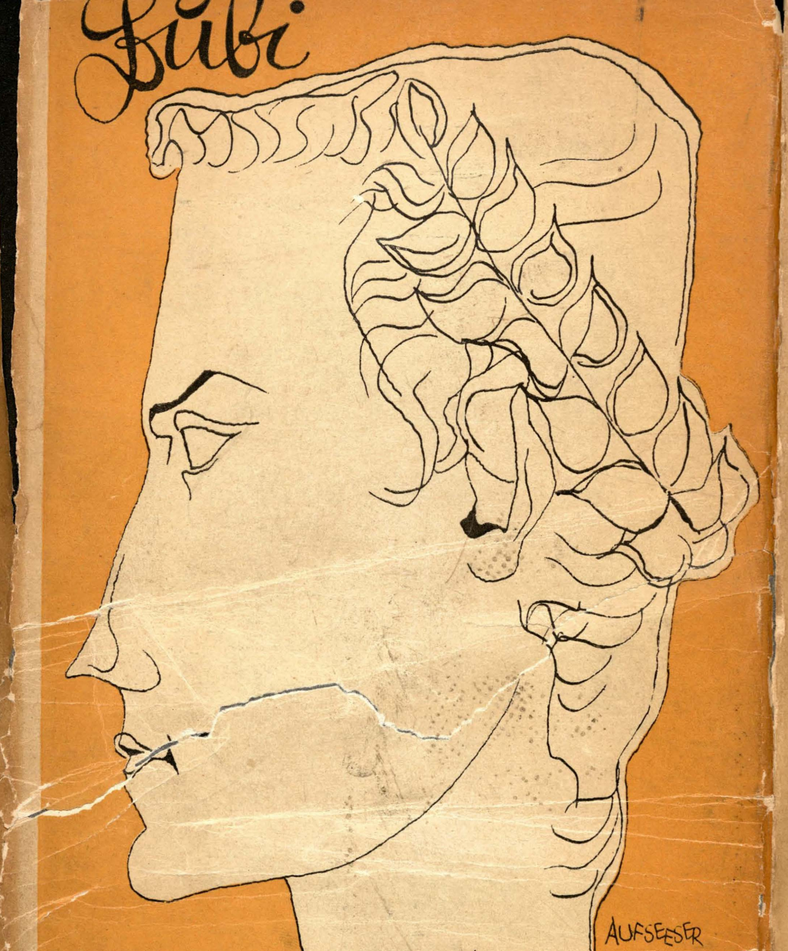
Eine historische Vision, gegründet auf einer imposanten Forschungsarbeit und doch in ihren Formulierungen gedanklich und sprachlich jeden Augenblick ins Dichterische übergreifend. *Dr. Gantner, Münchner Neueste Nachrichten*

Vom gleichen Verfasser erschien:
ÜBER DIE HERKUNFT DER ETRUSKER. Geheftet M 5.—
Diese Schrift weist den Etruskern die gebührende Rolle in unserem Geschichtsbild zu.

Über unsere übrigen neuen und älteren Werke unterrichtet unser Verlagskatalog, den wir zu verlangen bitten

FRANKFURTER VERLAGS-ANSTALT
UND JULIUS BARD VERLAG · BERLIN

HANNS SACHS / DAS LEBEN DES CALIGULA



DAS LEBEN DES CALIGULA
VON
HANNS SACHS

JULIUS BARD VERLAG G. M. B. H. BERLIN

Ein einzigartiger Lebenslauf, der an Spannungen und Überraschungen jede romanhafte Erfindung hinter sich läßt; die geistreiche Schilderung einer der sonderbarsten geschichtlichen Gestalten! Man erlebt diesen rätselhaften Menschen Caligula bis in seine kleinsten Eigenheiten und Schwächen. Lebensnah tritt seine Gestalt vor uns; das Übermaß seiner Ausschweifungen und Missetaten, seine erotische Bindung an die Schwester, selbst das, was bisher als Cäsarenwahn galt, erscheint als Ergebnis einer folgerichtigen seelischen Entwicklung.

Caligula, den ein politisches Pamphlet vor Jahren in unseren Gesichtskreis rückte, wird in diesem Werk auf dem Hintergrund seiner eigenen Zeit gezeichnet. Nicht um eine Rettung handelt es sich, nicht um eine Abschwächung oder Beschönigung der Greuel, sondern um eine psychologische Durchleuchtung, die den Aufbau der Persönlichkeit des „Bubi" (so nannten ihn seine Untertanen bei der Thronbesteigung) klarstellt. Ein seelisches Porträt von höchstem Reiz, gesehen im Geist der Psychoanalyse von einem Forscher aus dem engsten Kreise um Freud. Das Werk, das auf genauer Kenntnis der Quellen ruht, gibt in seiner künstlerischen Sprache und Darstellung ein erschütterndes Seelenbild, ein packendes Zeitgemälde.

Mit einer Titelzeichnung
von Hans Aufseeser und vier Tafeln nach
zeitgenössischen Vorlagen

JULIUS BARD VERLAG
BERLIN